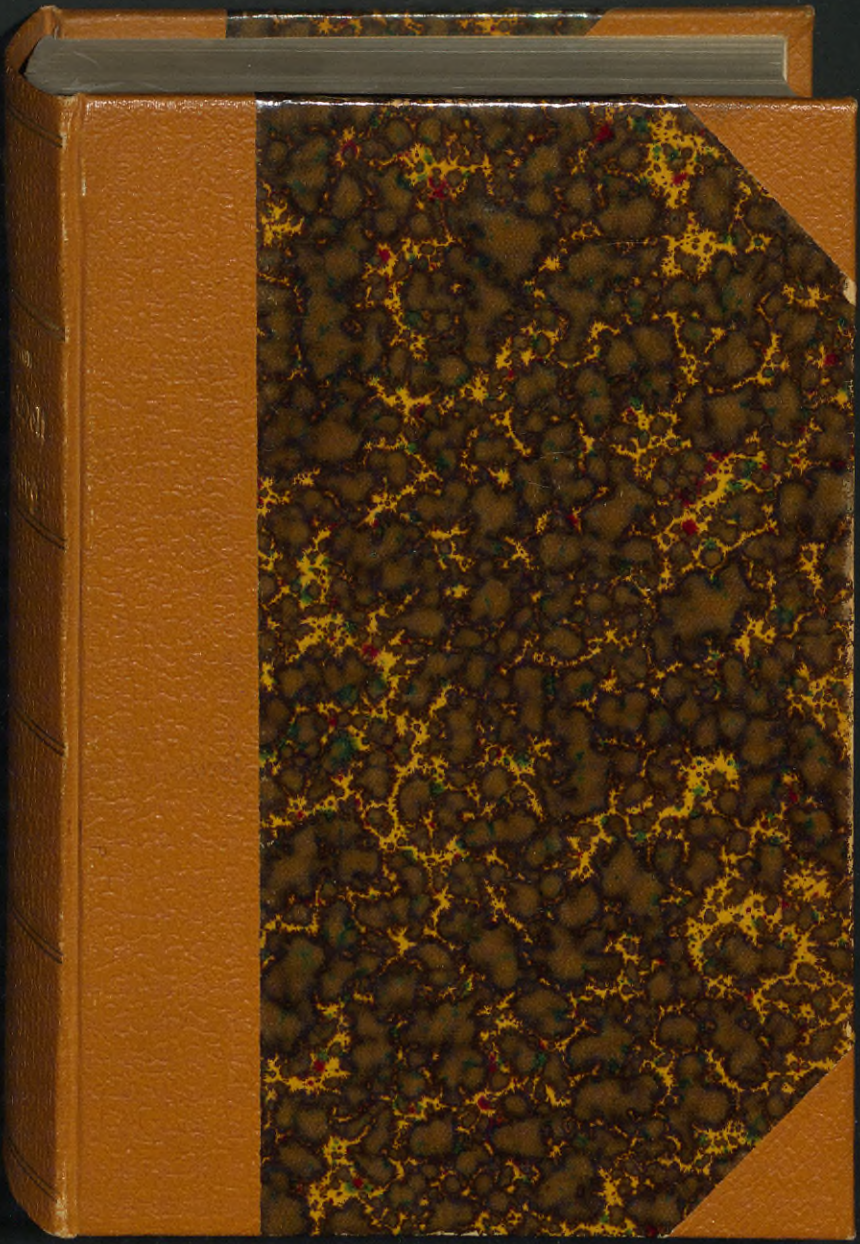
Det här verket har digitaliserats vid Göteborgs universitetsbibliotek.
Alla tryckta texter är OCR-tolkade till maskinläsbar text. Det betyder att du kan söka och kopiera texten från dokumentet. Vissa äldre dokument med dåligt tryck kan vara svåra att OCR-tolka korrekt vilket medför att den OCR-tolkade texten kan innehålla fel och därför bör man visuellt jämföra med verkets bilder för att avgöra vad som är riktigt.

This work has been digitised at Gothenburg University Library.
All printed texts have been OCR-processed and converted to machine readable text.
This means that you can search and copy text from the document. Some early printed books are hard to OCR-process correctly and the text may contain errors, so one should always visually compare it with the images to determine what is correct.

GÖTEBORGS UNIVERSITET



Litt.
Sv.

Europäische Bibliothek

der

neuen belletristischen Literatur

Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens, Hollands und Skandinaviens.

Der ganzen Sammlung 865. Band.

IX. Serie. 65.

Die feine Welt von Gothenburg.

Siebenter Theil.

Grimma,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1853.

Die
feine Welt von Gothenburg.

Ein Roman

der Vergangenheit und Gegenwart.

Aus dem Schwedischen übertragen

von

A. Kretzschmar.

Siebenter Theil.

Grimma,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1853.

Die

feine Welt von Göthenburg.

Ein Roman

der Vergangenheit und Gegenwart.

Aus dem Schwedischen übertragen

von

M. Kretzschmar.

Siebenter Theil.

Grimma,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1856.

Die feine Welt von Gothenburg.

Siebenter Theil.

Geschichte eines Menschenlebens.

(Fortsetzung.)

XVI.

„Die Spuk- und Teufelsgeschichte hatte viel zu viel Aufsehen gemacht, als daß ich mir hätte schmeicheln können, den Wasserkanal noch ferner zu meinen verliebten Abenteuern zu benutzen. Uebrigens hatte ich auch den Schlüssel zu der Eingangsthür verloren.

„Ich dachte daher nur an neue Auskunftsmittel, um Rosalien nach Ablauf der Ferien, die glücklicher Weise ihrem Ende nahe waren, in Paris wiederzusehen.

„Mein Vater, der nicht, wie ich, eine angenehme Zerstreuung hatte, war unablässig bemüht gewesen, in Bezug auf meine Zukunft etwas Günstiges für mich zu erwirken, und nach vielen Unterhandlungen mit mei-

nen stolzen Verwandten ward bestimmt, daß ich die Rechte studiren sollte, um später ein juristisches Amt im Staatsdienste übernehmen zu können.

„Dieses Arrangement war eben nicht nach meinem Geschmack, aber ich hütete mich, allzu viel Widerwillen dagegen zu erkennen zu geben, einestheils, um meinem Vater keinen Kummer zu verursachen, anderntheils, weil ich hoffte, daß dieser Beruf mich in den Stand setzen könnte, Rosalien später noch mein nennen zu können.

„Da wir nichts weniger als reich waren, so sahen wir uns genöthigt, auf ein Anerbieten, welches uns meine Tante, die Betschwester, wohl mehr aus Bosheit, als aus Gefälligkeit machte, einzugehen. Sie erbot sich nämlich, mir während meiner Studien in ihrem Hause Wohnung zu geben und für meine übrigen Bedürfnisse zu sorgen.

„Ich verschwieg meinem Vater nicht, was ich davon dachte, und machte ihn darauf aufmerksam, daß diese Bedingung das neugetroffene Arrangement eben so vergeblich machen werde, wie die früheren gewesen waren.

„Er gab dies zu, aber verwies mich auf seinen Mangel an Vermögen, und forderte mich auf, so viel an mir wäre, alles Mögliche zu thun, um das gute Einvernehmen zu erhalten. Kurz, als er sah, daß ich

darauf beharrte, den günstigen Erfolg einer solchen Bestimmung in Zweifel zu ziehen, stellte er mir vor, daß er kein anderes Mittel sähe, als dieses, um mich glücklich zu machen, indem ich dadurch Rosalien wieder näher käme. Dabei versprach er mir zugleich, Alles zu opfern, um sich mit Frau von Pessange wieder auszusöhnen und mir auf's Neue ihre Gunst zuzuwenden.

„Ich weiß nicht, ob dies gerade das war, was er wünschte, aber so viel weiß ich gewiß, daß er, da er mir einmal versprach, mir in diesem Punkte behilflich zu sein, gewiß auch sein Möglichstes gethan hätte, denn niemals habe ich einen rechtschaffneren Mann gesehen, oder einen, der ein größerer Sklave seines Wortes gewesen wäre. Er wußte nichts von jenen niedrigen und plumpen Intriguen, deren viele Eltern sich nicht scheuen zu bedienen, um ihre Kinder zu diesem oder jenem Entschlusse zu bestimmen.

„Er wollte einen ehrlichen Mann in der ganzen Bedeutung des Wortes aus mir machen, und hat niemals aufgehört, in dieser Beziehung mir mit einem guten Beispiele voran zu gehen. Seine Tugend war rein wie sein Herz, ohne Kleinlichkeit, ohne Schwäche, wie ohne Schroffheit. Er liebte seinen Sohn ohne Verblendung, und wußte ihm seine Irrthümer zu verzeihen, ohne seine Fehler zu übersehen. Wenn jemals ein Vater im Kreise seiner Familie das Ebenbild der

Gottheit war, so kann ich versichern, daß dies von meinem Vater unbedingt gesagt werden konnte, und wenn ich auf etwas stolz sein kann, was nicht mein eigenes Verdienst ist, so ist es gewiß das, von einem so einfach tugendhaften Manne das Leben empfangen zu haben.

„Uebrigens ward er durch seine achtungswerthe Gemahlin in allen seinen Bemühungen auf's Bereitwilligste unterstützt. Ihre Sanftmuth war eben so groß, als ihre übrigen häuslichen Tugenden, und ihr Andenken muß mir um so theurer sein, als ihr Tod die Folge des Kummers war, den ihr die Verfolgungen ihrer unwürdigen Verwandten gegen mich verursachten.

„Gefühlvolle Gemüther werden mir ohne Zweifel diese Abschweifung verzeihen, denn sie tröstet mein Herz über den Schmerz, so gute und achtungswerthe Eltern verloren zu haben.

„Ich mußte mich also wohl oder übel in das fügen, was mein Vater wollte, und ungeachtet meines Widerwillens reis'te ich ab nach Paris, um zum zweiten Male meine Freiheit zu opfern.

„Indessen erhielt ich doch die Erlaubniß, meine Wohnung in dem Hause meiner Tante nicht eher zu nehmen, als an dem Tage, wo die juristischen Vorlesungen beginnen würden, und bis dahin waren noch sechs Wochen, die mir mein Vater nach Willkür zu

verleben gestattete, denn er kannte mich hinreichend, um zu wissen, daß er es nicht zu bereuen haben würde.

„Ich miethete daher ein kleines meublirtes Zimmer, nicht weit von dem Hause, in welchem d'Oliguères wohnte, den ich von ganzem Herzen liebte, und der auch mir von ganzer Seele geneigt war.

„Meine erste Sorge war, nachdem ich ihn gesehen, mich bei Euphemia zu entschuldigen, die, glaube ich, mich gern um die Erlaubniß gebeten haben würde, mir zu verzeihen.

„Man kann sich leicht denken, wie ich von ihr empfangen ward. Sie erlaubte sich nicht den geringsten Vorwurf, und dieser Beweis einer reinen und einer edlen Seele würdigen Freundschaft erlaubte mir nicht, ihr zu verschweigen, was in Corville vorgefallen war, und sie wußte sich so weit zu überwinden, daß sie darüber lachte.

„Während der ganzen noch übrigen Zeit, wo ich in Paris war, zeigte sie mir immer ein ruhiges Gesicht, und man hätte meinen sollen, sie habe schon damals die Gewißheit gehabt, daß mein Verhältniß zu Rosalien bald ein Ende nehmen und sie im Besitz eines Herzens lassen würde, welches sie schon durch ihre Wohlthaten gewonnen, und dessen Eigenthum ihr durch neue gesichert werden mußte.

„Ich machte sie mit d'Oliguères und Lucile be-

kannt. Sie schloß sich an diese beiden jungen Leute mit vielem Vertrauen an, und tröstete sich mit ihnen über ihre vorübergehende Herrschaft.

„Vierzehn Tage nach meiner Ankunft in Paris kam auch die Gräfin mit ihrer reizenden Pflegetochter dahin zurück. Ich erfuhr es auf meinem gewöhnlichen Wege, und sann nun auf Mittel, sie sehen und sprechen, und mich ihres Besitzes versichern zu können, der für mich durch das Versprechen, welches mir mein Vater gegeben, gewissermaßen legitim ward.

„Jedoch alle meine Bemühungen waren umsonst. In dem Hotel der Gräfin schienen jetzt alle Wände Augen und Ohren zu haben; blos der Kutscher war uns geblieben, und dieser vermochte nichts. Mademoiselle Bonin war aus gewissen Verdachtsgründen, die wahrscheinlich durch die Abenteuer mit dem Fuchseisen und in dem Kanale entstanden waren, zwar nicht fortgeschickt, wohl aber gegen eine andere Kammerfrau vertauscht worden, die zeither bei einer Freundin der Gräfin in Diensten gestanden und nur durch vieles Gold zu gewinnen gewesen wäre, denn sie war alt und häßlich, wie mir der Kutscher sagte, der mir treulich Bericht über Alles erstattete, was im Hotel vorging, und mir täglich Briefe von Rosalien brachte, für welche ich ein bedeutendes Porto bezahlte.

„Eines Tages brachte er mir einen, der mich in

die größte Bestürzung versetzte. Rosalie meldete mir in demselben, daß die Gräfin den folgenden Tag nach einem Landgute abreisen werde, welches Herr Bermond in Burgund besaß; die Ursache dieser plötzlichen Reise sei ein Prozeß, der sie dort lange zurückhalten könne, und sie müsse daher der Hoffnung entsagen, mich sobald wiederzusehen.

„Ich antwortete jedoch Rosalien und bat sie, ruhig zu sein, indem ich ihr zugleich, was sie noch nicht wußte, die Absicht meines Vaters meldete, sich, sobald ich einen festen Beruf gewählt haben würde, bei Frau von Peffange für uns zu verwenden.

„Ich rechnete selbst nicht darauf; nicht als ob ich dem Worte meines Vaters keinen Glauben geschenkt hätte, sondern, weil ich wohl fühlte, daß der Weg, den man mich verfolgen ließ, mich niemals zu jenem gewünschten Ziele führen würde.

„Da ich nun meinen Boten bis auf Weiteres nicht wiederzusehen erwartete, so ging ich am andern Morgen sehr zeitig nach dem königlichen Garten, um einen Spaziergang zu machen.

„Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich bei meiner Rückkehr den Wagen der Gräfin vor meiner Thür halten sah! Ich erschrak bei diesem Anblick und konnte mir nicht denken, was die Ursache davon sei.

„Nichts desto weniger ging ich darauf zu, denn

ich hatte keinen Grund, mich vor den Augen der Frau von Pessange in einem Stadttheile, der von dem ihrigen so weit entfernt war, zu verbergen.

„Meine Verwunderung ging aber bald in freudiges Entzücken über, als der Kutscher, sobald ich herangekommen war, den Wagenschlag öffnete und mir Rosalien zeigte, welche schon seit einer halben Stunde hier im Wagen auf mich wartete.

„Ich warf mich in ihre Arme und konnte nicht müde werden, sie zu betrachten und ihre Hände zu küssen, und fragte mich wiederholt, ob das Glück, welches ich in diesem Augenblicke genoß, wo ich es am wenigsten erwartet, nicht eine Täuschung und ein Traum sei.

„Wir gingen in mein Zimmer hinauf, und hier theilte sie mir mit, daß die Gräfin ganz schnell am Morgen abgereis't sei und durch den Prozeß, der sie nach Burgund rief, gedrängt, nicht Zeit gehabt hatte, die nöthigen Anstalten zu treffen, welche erforderlich gewesen wären, wenn ihre Pflegetochter sie begleiten sollte.

„Sie hatte ihr bei ihrer Abreise die strengste Discretion empfohlen, dabei aber meiner absichtlich gar nicht Erwähnung gethan. Diese Reise konnte, wie mir Rosalie ferner mittheilte, wenigstens einen Monat dauern, und während dieser Zeit konnten wir uns

sehen und die nöthigen Maßregeln treffen, um unser künftiges Glück zu sichern.

„Wir verabredeten, daß Rosalie nur alle zwei Tage zu mir kommen sollte, einmal früh und das andere Mal Abends, um allen Verdacht zu vermeiden, der übrigens nicht sehr zu fürchten stand, weil die Gräfin ihre neue Kammerfrau nicht in das Geheimniß eingeweiht hatte.

„Ebenso kamen wir überein, daß ich, obschon ich den nächsten Monat zu meiner Tante ziehen mußte, nichts desto weniger mein Zimmer behalten würde, in welchem wir diese verstohlenen Zusammenkünfte fortsetzen konnten.

„Wir waren weit entfernt zu ahnen, daß gerade diese so bedächtig ausgesonnenen Vorsichtsmaßregeln uns für das ganze Leben trennen würden. Und dennoch war dies der Fall, wie man bald sehen wird.

„So verbrachte ich den Monat, der mir noch frei blieb, zwischen der Liebe und der Freundschaft, genoß die Wonne der einen in meinem trauten Stübchen bei dem liebenswürdigsten Mädchen, und empfing dann die Tröstungen und den Rath der andern bei dem guten d'Oliguères und bei der freundlichen Euphemia.

„Letzterer verschwieg ich natürlich meine Zusammenkünfte mit ihrer Nebenbuhlerin. Es war schon genug, daß ich sie verlassen hatte, ohne ihr noch durch

die Vorstellung von dem Glücke einer Andern das Herz zu zerreißen. Zuweilen kamen wir Alle — Euphemia, Lucile, d'Oliguères und ich — zusammen und verlebten ganze Tage in den stillen Freuden der Freundschaft und des Vertrauens."

XVII.

„Endlich kam die verhängnißvolle Stunde heran, wo ich meine neue Wohnung beziehen mußte. Der Anfang der juristischen Vorlesungen ward bekannt gemacht; ich schickte einen sehr kleinen Theil meiner Sachen zu meiner Tante, behielt die übrigen in meinem Zimmer und gab vor, soeben erst von Cendres angekommen zu sein.

„Meine Tante empfing mich mit Vorwürfen über mein spätes Eintreffen, weil die Vorlesungen schon seit zwei oder drei Tagen begonnen hatten. Ich gab ihr darauf weiter keine Antwort.

„Ich begann meine juristischen Studien und besuchte die Vorlesungen sehr fleißig, obschon dieses ganze Studium mir durchaus nicht zusagte.

„So verging ein Monat ziemlich ruhig, dann

aber begann meine Tante, welche dieser Ruhe überdrüssig ward, mich in Bezug auf eine Menge kleinlicher Dinge zu chicaniren.

„Sie behauptete, ich erfüllte nicht pünktlich genug die Pflichten der Religion, wollte sich in Alles mischen, was ich that, verlangte, daß ich ihr von Allem, was ich den Tag über vorgenommen, von den Orten, die ich besuchte, von den Personen, mit denen ich umginge, Rechenschaft ablegte, kurz, sie wollte mich wieder ganz so gängeln, wie sie gethan, ehe ich in das Colleg eintrat. Wenn ich in die Vorlesung ging, schlich sie mir nach; wenn ich dieselbe wieder verließ, kam sie mir entgegen, nöthigte mich, mit ihr in die Messe und in die Predigt zu gehen, ohne zu bedenken, daß sie mir durch dieses viele Predigen einen Widerwillen dagegen beibrachte.

„Eine Zeitlang sagte ich kein Wort, endlich aber riß mir die Geduld und von diesem Tage an waren wir erklärte Feinde. Folgendes war die unmittelbare Veranlassung dazu.

„Euphemia war persönlich mit Herrn von Buffon, Intendanten der königlichen Gärten, bekannt. Ich besaß eine große Vorliebe für die Naturgeschichte, was Euphemia nicht unbekannt war. Um nun die Langeweile zu mindern, welche mir das traurige Leben bei meiner zänkischen Tante verursachte, gab sie mir an

diesen berühmten Naturforscher einen Empfehlungsbrief, in welchem sie ihn für mich um die Erlaubniß bat, das Naturalienkabinet außer der für das Publikum bestimmten Zeit besuchen zu dürfen.

„Herr von Buffon empfing mich sehr freundlich. Alle, die ihn gekannt haben, wissen, wie gern er bereit war, die Liebhaber seiner Wissenschaft zu begünstigen und die jungen Leute zu protegiren, die ihm in dieser Beziehung empfohlen waren.

„Er gewährte mir die erbetene Erlaubniß im vollsten Umfange, und ich hatte zu jeder Zeit und jeder Stunde freien Eintritt in das Kabinet. Dies war ein unaussprechliches Glück für mich, und ich benutzte es so oft, als meine Studien mir es gestatteten, so daß ich oft die Stunde des Mittagsmahls vergaß, wenn ich des Morgens dort gewesen war.

„In der Ueberzeugung, daß meine Tante sich mißbilligend aussprechen würde, wenn ich sie von der Ursache dieses häufigen Außenbleibens in Kenntniß setzte, entschuldigte ich mich in unbestimmten Ausdrücken, die sie keineswegs befriedigten, und sie gab mir zu verstehen, daß sie dergleichen Ausgänge ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß auf keinen Fall gestatten würde.

„Ich that mir einige Tag lang Zwang an, aber endlich konnte ich mich nicht mehr halten und übertrat das Verbot. Meine Tante sagte nichts, beschloß aber,

mir heimlich zu folgen, um sich Aufklärung zu verschaffen.

„Zum Unglück für mich, fiel ihr dies gerade an einem Tage ein, wo Euphemia, Lucile und d'Oliguères verabredet hatten, im königlichen Garten mit einander zu speisen. Eine etwas sorgfältigere Toilette als gewöhnlich, erregte ihren Argwohn, und sie folgte mir auf dem Fuße.

„Ich achtete nicht darauf, sondern begab mich direkt zu d'Oliguères, wo die Gesellschaft mich erwartete. Wir gingen mit einander herunter, nahmen einen Wagen, welchem meine Tante in einem zweiten folgte und einen Augenblick nach dem unseren an der Thür des königlichen Gartens anhielt, wo sie, eben so wie wir, eintrat, aber ohne gesehen zu werden.

„Der Kutscher, der sie gefahren, sagte, als er den unsrigen halten sah, demselben ganz harmlos, weshalb er hierher gekommen sei. Unser Kutscher, den wir auf den ganzen Tag gemiethet, theilte uns, in der Hoffnung, ein Extratrinkgeld zu verdienen, mit, was er gehört, wodurch wir in nicht geringe Verlegenheit geriethen. Euphemia jedoch, die eine ungewöhnliche Umsicht und Geistesgegenwart besaß, schlug mir sogleich vor, bei Herrn von Buffon einen Besuch zu machen, um allem Verdachte vorzubeugen und eine Entschuldigung zu haben.

„Ich fand dieses Auskunftsmittel ganz bewundernswürdig, und wir wendeten daher unsere Schritte nach dieser Seite hin. Meine Tante, welche mich die zwei anderen Personen meiner Gesellschaft verlassen und mit einer jungen und schönen Dame allein fortgehen sah — denn Euphemia besaß ein brillantes Aeußere — glaubte gefunden zu haben, was sie suchte, und folgte uns mit einer Schnelligkeit, die uns vielen Spaß machte, denn wir sahen sie von der Seite, was wahrscheinlich nicht der Fall gewesen wäre, wenn wir nicht vorher davon in Kenntniß gesetzt worden.

„Natürlich erstaunte sie nicht wenig, uns den Weg nach dem Naturalienkabinet einschlagen zu sehen. Den höchsten Grad aber erreichte ihre Verwirrung, als sie Herrn von Buffon, der diesen Tag auf sehr guter Laune war und übrigens Euphemia sehr verehrte, mit uns heraustreten und auf die beiden anderen Personen unserer Gesellschaft zuschreiten sah, die er mit Beweisen von Aufmerksamkeit überhäufte.

„Herr von Buffon war außerordentlich galant und ein großer Freund schöner Damen. Die unsrigen verdienten diesen Namen mit dem vollsten Rechte, und dies war mehr als nöthig, um uns seiner ungetheilten Aufmerksamkeit zu erfreuen.

„Wir gingen zwei oder drei Mal durch den Garten, wobei der Graf den Damen dieses und jenes er-

klärte und die ganze Anmuth seiner leichten und gewandten Rede entfaltete.

„Das Publikum folgte uns, und meine Tante war ohne Zweifel wüthend. Wir geleiteten den französischen Plinius bis an seine Thür, und speis'ten dann alle Vier bei dem Schweizer, wohin unser Spion uns gewiß auch gern nachgekommen wäre, aber die Sache war nicht thunlich.

„Als wir nach Beendigung unserer Mahlzeit, die, wie man leicht denken kann, gehörig lange dauerte, wieder herauskamen, fanden wir unsere Betschwester wieder, welche mit seltener Ausdauer und Beharrlichkeit uns erwartete. Nun aber hielt d'Oliguères nicht mehr an sich.

„„Wir müssen,"" sagte er zu uns, „„ihr einen Streich spielen und sie für ihre Hartnäckigkeit strafen. Wir wollen in den Wagen steigen und einige Stunden lang der Kreuz und Quer in Paris herumfahren. Dies wird uns das Vergnügen bereiten, ihre Geduld und ihre Börse zu erschöpfen.""

„Diese Idee hatte für uns viel Ansprechendes, und wir brachten sie auf der Stelle in Ausführung. Was wir vorausgesehen hatten, geschah, und unser Argus folgte uns. Wir machten überall Halt, wo es uns einfiel, und führten sie so bis zum Einbruche der Nacht herum, wo dann meine Freunde es angemessen

erachteten, mich bis an meine Thür zu geleiten, wo sie mich verließen und von ganzem Herzen über diesen boshaften Streich lachten.

„Meine Tante trat wenige Augenblicke nach mir ein und that, als ob sie Nichts wüßte, schalt mich aber sehr aus und drohete, mich aus ihrem Hause zu entfernen, sobald ich ein einziges Mal wieder nicht zum Mittagsessen nach Hause käme. Ich benutzte diese Gelegenheit, um ihr zu beweisen, daß sie mir dadurch keineswegs imponire, und erzählte ihr von Punkt zu Punkt, was sie eben so gut wußte wie ich.

„Sie wollte die Namen der Personen wissen. Ich nannte ihr Namen, wie sie mir eben einfielen, woran ich sehr Unrecht that, denn als sie nach einiger Zeit das Gespräch wieder auf diesen Gegenstand brachte, gerieth ich in Verlegenheit, weil ich mich nicht mehr besinnen konnte, welche Namen ich zuerst genannt. Dies schadete mir viel, denn ich lieferte ihr dadurch Material zu den Waffen, welche sie schmiedete, um mich in's Verderben zu stürzen.

„Diese Plackereien wurden mir sehr lästig, und ich schrieb deswegen mehrmals an meinen Vater, indem ich ihm bemerklich machte, daß ich auf diese Weise nicht leben könne, und daß man mich zwingen würde, wieder einen dummen Streich zu begehen.

„Mein Vater schalt mich aus; endlich aber, als

er fürchten mochte, daß ich doch vielleicht Wort hielte, willigte er ein, daß ich für mich wohnte, jedoch unter der Aufsicht meiner Tante, die er nicht vor den Kopf stoßen wollte, weil er den Einfluß kannte, den sie auf meinen Onkel in Versailles ausübte.

„Er wählte dazu einen Augenblick, wo meine Tante, ihrem frommen Gebrauche folgend, ihm eine Menge Klagen geschrieben hatte, von welchen die eine so übertrieben war als die andere.

„Er kam nach Paris, besuchte sie, forderte sie auf, die Wahrheit der Thatsachen zu widerlegen, die ich zu meiner Vertheidigung angeführt, und als er fand, daß sie ihm nur Unwahrheiten geschrieben hatte, machte er ihr lebhafte Vorwürfe darüber, und zeigte ihr, wie gefährlich es sei, mit Unrecht einen jungen Mann zu verfolgen, der, mit Ausnahme einiger unerheblicher Flatterhaftigkeiten, seine Pflichten pünktlich erfüllte.

„Was sie aber am meisten ärgerte, und worin mein Vater ohne Zweifel Unrecht hatte, war, daß er, als sie mich eines lockern Lebens beschuldigte, ihr vorwarf, daß sie mir dazu selbst das Beispiel gäbe, indem sie in ihrem Hause und unter meinen Augen einen jungen Taugenichts beherberge, dessen Faulheit und Lüderlichkeit sie begünstige und nähre.

„Man muß nämlich wissen, daß diese kluge und fromme Betschwester, unter dem Vorwande, einem der

vormaligen Pächter meines Großvaters einen Dienst zu leisten, einen seiner Söhne zu sich genommen hatte, einen Burschen von fünf- oder sechsundzwanzig Jahren, der aus übertriebener Frömmigkeit und weil er nicht genug Beruf zum Priester in sich verspürte, nach Paris gekommen war, um hier eine Anstellung zu suchen, die mein Onkel ihm auf Verwendung seiner Schwester auch verschafft hatte.

„Dieser höchst beschränkte Mensch, ein Jesuitenzögling, und eben so boshaft als plump und schmutzig, lebte mit seiner Gönnerin auf ganz freundschaftlichem Fuße, und gab sich das Ansehen, als unterstütze er sie in ihren Moralpredigten, was ihm, wie man sich leicht denken kann, meine Zuneigung eben nicht erwarb.

„Ich hatte ihn in meinen Briefen an meinen Vater nicht geschont, und dies bewog ihn eben, mit seiner Schwägerin darüber zu sprechen.

„Das Spaßhafte bei dieser Sache, und was die Verblendung dieser Art von Menschen eben so sehr beweis't als ihre Anmaßung, war, daß diese hochmüthige Frau, welche ihre Familie durch die Verheirathung ihrer Schwester mit einem alten verdienten Soldaten, der aber nicht das besaß, was den Thoren so sehr gefällt, geschändet glaubte, ihren Stolz zuletzt so weit vergaß, daß sie in einem Alter von funfzig Jahren, und anscheinend, um ihr Gewissen zu beschwichtigen,

den Sohn eines Mannes heirathete, der ihres Vaters Diener gewesen war.

„Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo diese Vorurtheile ihre Kraft verloren haben oder doch nicht mehr so ihre Wirkung äußern können, wie es zeither geschehen ist.

„Doch ich komme wieder auf den eigentlichen Gegenstand meiner Erzählung zurück."

XVIII.

„Nach einem solchen Auftritte fand es mein Vater weder gerecht noch räthlich, mich länger in einer solchen Pension zu lassen, und gab mir Befehl, ein Logis zu suchen. —

„Bald hatte ich eins gefunden, welches er mir sogleich meubliren ließ, und ehe noch vierundzwanzig Stunden um waren, hatte ich meine Freiheit wiedergewonnen.

„Er willigte jedoch ein, daß meine Tante meine Studien überwache und in dieser Hinsicht verfügte, was sie für passend erachten würde, und daran that er abermals Unrecht. Er war zu weit gegangen, um in ir-

gend einem Punkte nachzugeben. Ich hatte Geld genug in den Händen, um ein paar Jahre in Paris leben zu können. Das, was ich später ohne weitere Hilfe und Unterstützung als meinen Fleiß und meinen Muth habe thun müssen, würde ich mit seiner Hilfe und seinem Beifalle auch gethan haben. Ich wäre meinem nun gewählten Berufe treu geblieben, und meine Vermählung mit Rosalien hätte vier Personen glücklich gemacht. Aber es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß meine Leiden erst begonnen hatten und auch nicht so bald enden sollten.

„Ich hatte meinem Vater nicht sagen wollen, daß ich außer meiner Pension noch ein zweites Logis gehabt hatte, und fand es vortheilhafter, in dem zu wohnen, welches seine Güte mir verschafft hatte.

„Er verließ mich, indem er mich auf's Eindringlichste ermahnte, meinen Studien fleißig obzuliegen und einen strengen, sittlichen Lebenswandel zu führen.

„Diese Ermahnung war nicht nöthig. Die Liebe schützte mich vor Immoralität und führte mir die Nothwendigkeit des Studiums fortwährend vor Augen. —

„Ich widmete mich der Jurisprudenz nun um so eifriger, als ich es jetzt ohne Zwang that. Ich sah meine Freunde ungenirt, ich widmete meine Mußestunden dem Studium der Natur, und die Liebe

belohnte mich für die Sittlichkeit meines Verhaltens. —

„Lucile d'Oliguères, meine Geliebte, und die freundliche Euphemia vernahmen nicht ohne innige Freude die Veränderung, die in meiner Lage eingetreten war und wünschten mir Glück dazu.

„Sie glaubten nicht, daß sie so bald Ursache haben würden, mein Schicksal zu beweinen.

„Ich widmete mich bis zum Beginne des Frühlings diesem friedlichen Leben, welches meiner gefühlvollen und sanften Gemüthsart so gut zusagte.

„Aber während ich in der Stille des Friedens und der Unschuld die Wohlthaten der väterlichen Liebe genoß, arbeitete die Hölle schlau und unablässig an meinem Untergange und bereitete mir Qualen und Thränen, die um so weniger vorhergesehen waren, als ich nichts gethan hatte, um sie zu verdienen.

„In weniger als einem Monate war Alles für mich verloren — Freunde, Eltern, Geliebte, Freiheit, Ruhe. Es blieb mir nichts als Euphemia, der ich es noch einmal zu verdanken hatte, daß ich der Wuth und den Giftpfeilen meiner grausamen Feinde entronnen. —

„Ich komme jetzt zu der Epoche meines Lebens, welche die schmerzlichste desselben ist. Alles, was sich in derselben ereignete, muß mit Erstaunen oder Ent-

rüstung erfüllen, und man wird kaum glauben können, daß es Wesen von so nichtswürdiger Gesinnung geben könne, wie die, welchen ich binnen vierzehn Tagen zum Opfer fiel.

„Man hat mich schon einmal gesehen, als ich von einem geheimen Verhaftsbefehle verfolgt ward und über die ungerechte Tyrannei derjenigen seufzte, welche mich wider meinen Willen groß machen wollten, und ein geheimer Verhaftsbefehl ist nichts Außerordentliches in diesem Jahrhundert, wo Reichthum und Gunst die Stelle des Verdienstes und Verstandes vertreten. —

„Bald wird man sehen, wie ich den Schreckniſſen des Kerkers preisgegeben ward, der Infamie der Verbannung, dem Schmerze, für einen Böſewicht gehalten zu werden, der seine liebsten Freunde verriethe und den, um das Maß seines Unglückes voll zu machen, der Fluch seines sonst so zärtlichen Vaters traf.

„Und alles Dies war das Werk eines Weibes, und welches Weibes! O unheilvolle Ereigniſſe, die ihr die süßesten Augenblicke meines Lebens vergiftetet, wer kann euch jemals aus meiner Erinnerung tilgen? —

„Die reizende Jahreszeit war vor der Thür, wo die Natur Alles, was unter ihrer Herrschaft lebt, wieder zum fröhlichen Daſein erweckt. Alles schien eine glück-

liche Zukunft zu verkünden und lebte, wie ich schon gesagt habe, in der vollkommensten Sicherheit.

„Eines Tages, als Rosalie ihre Wohnung etwas früher als gewöhnlich verlassen hatte, um zu mir zu kommen, glaubte sie in der Straße dem Hotel gegenüber die Gestalt jenes Hardouin zu bemerken, den ich für seine Neugier und Anmaßung schon einmal so nachdrücklich gezüchtigt hatte.

„Rosalie achtete indessen weiter nicht darauf und erwähnte es blos lachend, als sie bei mir war. Wir scherzten darüber und waren weit entfernt, zu glauben, daß dies Folgen haben könne; aber wir täuschten uns. —

„Dieser Tag war zufällig einer, an welchem keine Vorlesungen gehalten worden waren, und meine Tante, die ihr Racheproject im Kopfe hatte, war entschlossen, diesen Tag dazu zu verwenden, um mein Thun und Treiben auszuspüren, in der Hoffnung, etwas zu entdecken, was ihren Absichten günstig wäre.

„Der Zufall kam ihr nur zu bereitwillig entgegen. Sie war in der Absicht ausgegangen, sich zunächst zu überzeugen, ob ich zu Hause sei, und kam an meiner Thür in dem Augenblicke an, wo Rosalie aus dem Wagen stieg, um mich zu besuchen. Sie hörte durch den Diener, der bei der Pförtnerin nach mir fragte, deutlich meinen Namen aussprechen; und anstatt einzu-

treten, begab sie sich gegenüber zu einer Obsthändlerin, unter dem Vorwande, einige Früchte zu kaufen, in der That aber, um zu erforschen, wer die hübsche junge Dame sei, die in eigner Equipage zu mir käme.

„Die Obsthändlerin, welche, wie alle Frauen ihres Handwerks, keine Gelegenheit zum Schwatzen ungenutzt vorbeigehen ließ, sagte meiner Tante Alles, was sie wußte und was sie nicht wußte. Ohne Zweifel wußte sie nichts weiter, als daß man beinahe alle Tage früh oder Abends denselben Wagen vorfahren sähe, und daß man glaube, es sei die Geliebte eines jungen Mannes, der in dem Hause wohnte.

„Dies war natürlich für sie schon hinreichend; indessen, da sie bestimmt wissen wollte, wer diese junge Dame sei, die sie anfangs für die gehalten, welche sie im königlichen Garten gesehen, so besaß sie die boshafte Geduld, zu warten, bis Rosalie wieder herabkam, und folgte ihr dann mit Hilfe eines Fiakers, der ohne Zweifel seine Pferde halb todt peitschte, denn der treue Kutscher fuhr alle Mal aus Furcht vor Ueberraschung so schnell als möglich und hielt, anstatt vor meiner Thür zu warten, vor einem andern Hause bis zu dem Augenblicke, wo seine Gebieterin mich wieder verließ. —

„Vor dem Hotel der Gräfin angelangt und durch die Aehnlichkeit der Livree des Schweizers mit der des

Kutschers überzeugt, daß die junge Dame wirklich hier wohne, begab sie sich in ein benachbartes Café, um sich hier weitere Aufschlüsse zu verschaffen. Der Tölpel, oder vielmehr der Bösewicht Hardouin war gerade einen Augenblick vorher eingetreten, nachdem er eben so wie sie ausgeforscht, wo Rosalie gewesen war.

„Meine Tante wußte mit jener verstellten Frechheit, welche so oft die heuchlerische Maske der Sanftmuth vornimmt, bald ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen und dieses auf das Haus der Gräfin zu lenken, von welchem er schon gesagt hatte, daß er es kenne. —

„Allmählig kam die Rede auch auf Rosalien, und Hardouin, schwatzhaft und heimtückisch wie alle Dummköpfe, ließ sich nicht lange bitten, um zu sagen, was er auf dem Herzen hatte. Welch ein Triumph für die stolze und rachsüchtige Betschwester!

„Sie hielt sich nun mit Recht dieses Menschen versichert, war sofort über die Rolle einig, welche sie nun zu spielen hätte und sagte ihm im Vertrauen, sie kenne mich schon lange, ich sei ein Wüstling, wie es nur Wenige gäbe, der zwanzig Damen auf einmal die Cour mache, und fügte noch hunderterlei andere abgeschmackte Mährchen hinzu, welche der eifersüchtige Hardouin mit einer seiner Dummheit würdigen Aufmerksamkeit und Leichtgläubigkeit anhörte.

„Nachdem sie auf diese Weise gegenseitig ihr Herz ausgeschüttet, schieden sie sehr zufrieden von einander und mit dem festen Vorsatze, von dieser so höchst interessanten Conversation, welche so sehr geeignet war, das Gelingen ihrer heimtückischen Pläne zu befördern, kein Wort zu vergessen."

XIX.

Hardouin hatte nichts Eiligeres zu thun, als Frau von P.ssange Alles zu schreiben, was er erfahren und was er ohne Zweifel mit einigen glänzenden Lügen noch mehr auszuschmücken bemüht war.

„Die Gräfin schickte auf der Stelle Befehle, durch welche Rosalien auf das Strengste untersagt ward, das Hotel zu verlassen, und acht Tage nach dem soeben erwähnten Vorfalle ward ich von Rosalien selbst davon in Kenntniß gesetzt, welcher durch einen glücklichen Zufall das von der Gräfin gesendete Briefpackel in die Hände gefallen war. Sie wollte es nun erst nächsten Nachmittag Herrn Bermond übergeben und kam weinend zu mir, um mich von diesem Unglücke in Kenntniß zu setzen, dessen nähere Bewandniß wir nicht

kannten, denn Rosalie hatte nicht gewagt, außer ihrem Briefe auch noch andere zu erbrechen. Ich that alles Mögliche, was ich konnte, um sie zu trösten, aber die Unglückliche ahnte ihr Unglück und verließ mich an diesem Tage in einem Zustande, der schwer zu beschreiben ist. —

„Ach, wir sollten uns nicht wiedersehen, und der Kuß, den ich von ihr beim Abschiede empfing, war für mich und für sie die letzte Segnung der Liebe.

„Meine Tante ihrerseits, die nun vollkommen überzeugt war, daß Rosalie bald außer Stand sein würde, ihren Plänen ein Hinderniß entgegen zu setzen, verlor keinen Augenblick, dieselben in Ausführung zu bringen. Sie ließ mich durch ihren Betbruder Jocrisse auf Tritt und Schritt verfolgen, und in wenigen Tagen wußte sie mein ganzes Thun und Treiben und kannte wenigstens die Namen meiner besten Freunde.

„Sie schrieb nun an meinen Vater und meine Onkel, und entwarf ihnen eine furchtbare Schilderung von meiner Aufführung. Es kostete ihr nicht viel Mühe, die Letzteren zu beschwatzen, denn diese wünschten nichts mehr, als eine Gelegenheit, um sich meiner entledigen zu können; mein Vater aber, der ihnen durchaus nicht glich, der weder bigott noch leichtgläubig war und der mich liebte, so wie er auch überdies wußte, wie wenig Glauben die Angaben einer Frau,

wie seine Schwägerin war, verdienten, war nicht so leicht zu überzeugen. Dazu waren umfassendere Mittel nöthig und man wendete sie an. Den allgemeinen und gewöhnlichen Klagen über mein schlechtes Verhalten fügte man schwere Anklagen hinzu, welche, von Beweisen unterstützt, die ziemlich unzweideutig zu sein schienen, den ganzen Zorn dieses tugendhaften Mannes erregten und ihn bestimmten, in Alles zu willigen, was man von ihm verlangte.

„Ich ward beschuldigt, das Gold und die Juwelen meiner Tante gestohlen zu haben und mit dem daraus gelöf'ten Gelde ein öffentliches Mädchen zu unterhalten, und um dem unglücklichen Vater keine Zweifel über das Verbrechen eines Sohnes zu lassen, dessen frühere Aufführung diese Klagen nicht wahrscheinlich machte, beging meine Tante die Niederträchtigkeit, Briefe unter verschiedenen Handschriften und geborgten Namen zu fälschen, die angeblich durch mehr oder weniger verdächtige Leute an mich geschrieben worden waren und jene Diebstähle betrafen, bei welchen sie mich ertappt zu haben behauptete.

„Sie fügte hinzu, daß ich selbst die Frechheit hätte, diejenigen von ihren Juwelen, die ich noch nicht veräußert, öffentlich zu tragen, und erinnerte meinen Vater mit einer Hinterlist, die eines Teufels würdig gewesen wäre, daran, daß er selbst an meinem Finger

einen Brillant gesehen habe, der über tausend Thaler werth sei.

»Sie meinte damit den Ring, den ich von Euphemia erhalten und den mein Vater ohne Zweifel gesehen, aber ohne weiter darauf zu achten, denn er wußte wohl, daß ein junger Offizier sich gern putzt, und auch, daß ich die Mittel gehabt hatte, mir einen solchen Schmuck zu verschaffen, der übrigens weit entfernt war, den Werth zu haben, den meine Tante angab.

»Man wird einsehen, daß dies mehr als hinreichend war, um mich in's Verderben zu stürzen, und die durch nichts motivirte Rache dieser schamlosen und boshaften Frau mußte befriedigt werden, weil sie nun darauf rechnen konnte, mich für meine noch übrige Lebenszeit der Freiheit beraubt zu sehen.

»Doch nein, sie war noch nicht zufrieden, mich unschuldig leiden und mit der Bürde unverdienter Schmach belastet zu sehen; sie wollte nicht einmal, daß man mich beklage.

»Sobald sie sicher war, daß ich ihr nicht entwischen konnte, ließ sie bei meinen intimsten Freunden alle Minen der Verleumdung springen. Sie bediente sich hierbei derselben Mittel, welche ihr bei meinem Vater so gute Dienste geleistet hatten, und durch gefälschte Briefe, welche sie ihnen geschickt in die Hände

spielte, überzeugte sie sie, daß ich sie im Geheimen verriethe. —

„Lucile grämte sich darüber fast zu Tode; d'Oliguères gerieth in die äußerste Wuth und wollte mich ermorden, was aber nicht mehr in seiner Macht stand, denn ich befand mich schon unter Schloß und Riegel, als man mir seine Achtung und seine Freundschaft raubte. —

„Blos Euphemia glaubte nicht an diese entsetzlichen Geschichten. Man hatte ihr mitgetheilt, ich hätte sie als eine entlaufene Nonne denuncirt, und schon dies öffnete ihr die Augen. Sie hatte mir nämlich mitgetheilt, daß der Cardinal von Bernis, ihr Verwandter, die Cassation ihres Gelübdes ausgewirkt hatte, und daß sie binnen Kurzem das Breve erhalten würde, welches ihr die Freiheit wiedergeben sollte. Wie hätte ich daher eine so zwecklose Schändlichkeit begehen können! Euphemia wollte dem Schlage zuvorkommen, aber es war nicht mehr Zeit, das Verbrechen war vollbracht.

„Drei Tage nach dem letzten Besuche Rosaliens kehrte ich, wie gewöhnlich, drei Uhr Nachmittags nach Hause zurück. Auf der Treppe begegnete ich einem Unbekannten, der mir einen Brief von einer Person übergab, die er mir nannte und die ich eben so wenig kannte, als der Ueberbringer des Briefes.

„Er sagte, er wolle auf Antwort warten und

mittlerweile in einem nahegelegenen Wirthshause ein Glas trinken, worauf er die Antwort abholen werde.

„Ich gehe in mein Zimmer hinauf, erbreche den Brief und finde in dem Couvert nichts als ein weißes Blatt Papier. Anfangs glaubte ich, es wäre ein Scherz; gleich darauf aber fiel mir ein, welcher Pfiffe die Diebe sich oft bedienen, um sich in die Häuser einzuschleichen, und ich riegelte daher schnell meine Thür zu, fest entschlossen, nicht zu öffnen.

„Ich gehe an meinen Secretair, stecke sämmtliches Gold, welches ich besaß, in die Taschen und bewaffne mich mit meinen Pistolen. Kaum hatte ich diese Vorsichtsmaßregel getroffen, als der verdächtige Bote zu wiederholten Malen klingelte. Ich antwortete nicht; endlich aber, und um dem wiederholten Klingeln Einhalt zu thun, rief ich ihm zu, er möge sich packen, wenn er nicht zum Fenster hinausgeworfen sein wolle. —

„Als er seine List entdeckt sah, schwieg er, gleich darauf aber ließ sich eine andere rauhe Stimme vernehmen, welche die schrecklichen Worte aufsprach:

„„Oeffnet, im Namen des Königs, öffnet!““

„Man weiß, welches Gewicht zu jener Zeit eine solche Anrede hatte. Ich öffnete, behielt aber meine Pistolen vorsichtiger Weise zur Hand. Es war nicht nöthig. —

„Ich sah einen Gefreiten eintreten, der in sehr artigem Tone zu mir sagte:

„„Ihr irrt Euch, mein Herr, ich komme nicht, um Euch Leids zuzufügen; wenn Ihr Euch Unannehmlichkeiten ersparen wollt, so braucht Ihr mir nur ganz gutwillig zu folgen, ich habe Befehl, Euch zu verhaften.““

„Wißt Ihr, weshalb?“

„„Ich weiß es nicht.““

„Und wo wollt Ihr mich hinführen?“

„„Nach der Abtei.““

„Kann ich Etwas mitnehmen?“

„„Was Ihr wollt. Ich habe sogar Befehl, Euch Eure Effecten tragen zu lassen.““

„Ich werde also nicht in diesem Gefängnisse bleiben?“

„„Das weiß ich nicht.““

„Dies war eine Lüge, denn er war beauftragt, mich an den Ort meiner Bestimmung zu begleiten, und der Verhaftsbefehl war ausgefüllt und vollständig, wie ich einen Augenblick später von ihm selbst erfuhr. —

„Ich nahm daher blos einen Nachtsack mit und übergab ihm meine Schlüssel. Wir gingen die Treppe hinunter und es dauerte nicht lange, so waren wir im Gefängniß.

„Man hatte mir die Schande einer gewöhnlichen Arretur zu Fuße erspart und ich kam in einem sehr schönen Wagen an, was dem Gefängnißinspector Grund gab, mich mit größerer Rücksicht zu behandeln, weil er mich für eine Person von hohem Stande hielt.

„Unterwegs ließ ich dem Gefreiten auf alle Fälle zwei Doppellouisd'ors in die Hand gleiten, was keinen schlechten Eindruck auf ihn zu machen schien. Er theilte mir mit, daß er beauftragt sei, mich nach der St. Margaretheninsel zu bringen, wo ich meine ganze noch übrige Lebenszeit zubringen sollte.

„„Ihr seid sehr glücklich,"" fügte er hinzu, „„denn man läßt Euch alle Eure Sachen und sogar Euer Geld, was sonst keinem Gefangenen widerfährt.""

„Ich ward beim Eintreten in das Gefängniß auch nicht visitirt und man führte mich in ein für einen Ort dieser Art ziemlich reinliches Gemach. Die einzige Vorsicht, die man gebrauchte, war, daß man mir mein Messer abverlangte, welches ich gern hingab, denn ich hatte keine Lust, davon den Gebrauch zu machen, den man fürchtete.

„Nun war endlich die Wuth meiner Verfolger befriedigt. Ich bewohnte den Aufenthalt des Verbrechens, ich ward behandelt wie ein Schuldiger und ich flößte Niemandem Mitleiden ein, denn Bösewichter

bemitleidet man nicht und meine besten Freunde betrachteten mich als einen solchen.

„Während man mich so fortführte, dachte ich nach, durch wen und wodurch ich auf diese Weise der Strenge einer Verurtheilung überliefert ward, deren Beweggründe ich nicht errathen konnte. Da ich stets ruhig dem Willen meines Vaters nachgelebt war und Alles gethan hatte, was er von mir wünschen konnte, so fühlte ich nicht den ganzen Umfang meiner beklagenswerthen Lage.

„Als aber die erste Aufregung vorüber war, als das Schweigen der Nacht mich mir selbst zurückgegeben hatte, als ich bei dem bleichen Scheine der Laternen den Schatten der Eisengitter gewahrte, die mich gefangen hielten, als ich die lange, trostlose Zukunft und das jugendliche Alter, in dem ich stand, bedachte, da verließen mich meine Kräfte, mein Muth entschwand und ich empfand eine Mattigkeit, die mich aller Empfindung beraubte.

„Ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Zustande von Bewußtlosigkeit blieb, aber es waren dies doch wenigstens einige Augenblicke, über welche die Bosheit meiner Feinde keine Macht hatte.

„Noch ehe es Tag ward, kam ich wieder zu mir, aber ich empfand eine Schwäche, von der ich bis jetzt noch keine Idee gehabt.

„Ich schleppte mich, so gut ich konnte, auf das elende Bett, welches in einem Winkel meines Gefängnisses aufgeschlagen war und welches ich mit den Thieren theilte, die darin ihren Wohnsitz hatten. Hier preßte mir das Andenken an meine Freunde, ganz besonders an Rosalien, einen Thränenstrom aus, welcher mein schwer bedrücktes Herz einigermaßen erleichterte. Ich war weit entfernt, zu ahnen, daß die Personen, nach deren Anblick ich mich sehnte, die Qualen, denen ich so ungerecht überliefert worden, billigten oder wenigstens als gerecht betrachteten."

XX.

„Endlich brach der Tag an, führte aber keine Veränderung in meiner Lage oder in dem Gange meiner Ideen herbei.

„Man denke sich einen jungen Mann von achtzehn Jahren, der niemals einen einzigen ernsteren Fehltritt begangen, der stets dem Triebe seines gefühlvollen Herzens gefolgt war, der Alle liebte, die ihm freundlich geneigt waren und selbst seine grausamsten Feinde nicht zu hassen vermochte. Man denke sich ihn, sage ich,

hier im Kerker, vielleicht bestimmt, dreißig oder vierzig Jahre darin zuzubringen, ohne andern Trost als das Zeugniß seines Gewissens, und man wird einen ungefähren Begriff von den Empfindungen haben, die mich in diesen verhängnißvollen Augenblicken bestimmten, wo ich erst die weniger schreckliche Seite meines Schicksals kannte, wo ich noch nicht wußte, daß ein Vater und eine Mutter, die ich anbetete, ihren Fluch über mich ausgesprochen hatten und es bereueten, mir das Leben gegeben zu haben. Ich wußte noch nicht, daß die Person, die mir die theuerste gewesen, in diesem Augenblicke darüber erröthete, mich gekannt zu haben und mir vielleicht ewigen Haß schwur. In der That, wenn diese unheilvolle Kenntniß in jenem Augenblicke bis zu mir gedrungen wäre, so zweifle ich, daß ich sie zu überleben vermocht hätte.

„Aber der Himmel, der ohne Zweifel, um mich zu prüfen, alles Dies hatte geschehen lassen, erlaubte nicht, daß das schändliche Complott vollständig gelang. Er begeisterte die freundliche und treue Euphemia zu der kühnsten That, die jemals ein Weib zu unternehmen gewagt und welche zugleich ein hoher Beweis von der seltenen Klugheit dieser schätzenswerthen Freundin war. —

„Sie unternahm meine Rettung auf eine Weise, welche sie nicht bloß nicht verrathen konnte, sondern

auch meinen Feinden den Gedanken benehmen mußte, mich nach wieder gewonnener Freiheit abermals zu verfolgen.

„Während sich dieses edelmüthige Mädchen mit Aufsuchung des Weges zu meiner Befreiung beschäftigte, bereitete mir die Einsamkeit, zu der ich mich so plötzlich verurtheilt sah, die grausamsten Qualen, aber ich litt nicht allein. Das liebenswürdige Wesen, dem ich so lange mein Glück verdankt und von dem ich auch das meines noch übrigen Lebens erwartet hatte, die unglückliche Rosalie, seufzte ihrerseits nicht bloß über meinen Verlust, sondern auch darüber, daß sie mich gekannt hatte. Sie hatte Gelegenheit gehabt, trotz der scharfen Aufsicht, unter welcher sie gehalten ward, Oliguères einige Tage nach meiner Verhaftung zu sprechen. Er hatte ihr mein Unglück mitgetheilt, und da er von meiner Treulosigkeit überzeugt war, so entwarf er eine für ein fühlendes Herz grausame Schilderung sowohl von meiner Handlungsweise gegen ihn, als von meinem angeblichen Verrath in Bezug auf sie.

„Rosalie nahm alle diese Mittheilungen anfänglich mit großem Mißtrauen auf; endlich aber und weil sie den Beweisen, welche Oliguères ihr vorlegte, nichts entgegen zu setzen wußte, glaubte sie es und weinte sehr.

„Frau von Pessange kam einige Tage später in Paris an und vermehrte ihren Schmerz durch die Härte,

mit welcher sie sie behandelte. Sie drohete ihr mit ihrem Zorne, wenn sie ihrer Liebe zu mir nicht entsage, und wollte sie von diesem Augenblicke an schon in das Kloster bringen.

„Die arme Waise, welche untröstlich war, auf einmal nicht bloß ihren Geliebten zu verlieren, sondern auch die Person, welche Mutterstelle an ihr vertrat, warf sich zitternd dieser zu Füßen und versprach ihr, nicht mehr an mich zu denken.

„Ihr eigenes Interesse und mein vermeinter Verrath machten diese ihre Handlungsweise verzeihlich; sie bekannte das Unrecht, welches sie begangen, und man verzieh es ihr unter der Bedingung, daß sie künftig Alles thun würde, wozu die Gräfin in Bezug auf ihre Zukunft schon seit einiger Zeit den Plan entworfen hatte.

„Die Unglückliche versprach Alles, was man wollte, und von diesem Augenblicke an begann man die Ketten ihrer Sklaverei zu schmieden.

„Alles Dies erfuhr ich acht Tage nach meiner Abführung in die Abtei durch den unglücklichen Diener, der unsere Liebschaft begünstigt und den die Gräfin aus diesem Grunde aus ihrem Dienste entlassen hatte. Er hatte deswegen keinen Groll weder gegen mich noch gegen Rosalien; er wußte, daß er nicht dem Laster Vorschub geleistet, sondern, wie er überall erzählte, den

rechtschaffensten jungen Leuten gedient hatte, die er jemals gekannt. Nachdem er an dem Tage, wo Rosalie mit d'Oliguères gesprochen, mein Unglück erfahren, hatte er durch Bestechung eines Schließers Mittel gefunden, zu mir zu gelangen und mir sein Unglück zu erzählen, indem er zugleich das meine beklagte.

„Zwei Tage nach diesem Besuche, der mich außerordentlich betrübte, weil ich dadurch die Gewißheit des Verlustes meiner Freunde erhielt, erhielt ich in einer offenen Pastete ein Billet von unbekannter Hand, welches die wenigen Worte enthielt: „Fasset Muth, Ihr seid noch nicht verloren.“

„Man hatte dieses Billet in das in die Pastete eingebackene Rebhuhn gesteckt, so daß, trotz der Vorsicht, mit welcher man die Pastete geöffnet, diese ermuthigende Zuschrift zu mir gelangte.

„Ich fragte den Schließer, wer die Person sei, welche diese Pastete gebracht habe; er konnte mir es nicht sagen. Vergebens sann ich nach; ich konnte mir nicht denken, von wem das Geschenk kam, weil ich gewiß wußte, daß meine Freunde mich als einen Verräther aufgegeben hatten. So hatte mir der treue Diener berichtet, dessen Unglück ich ebenfalls mit herbeigeführt.

„Die nächsten vierzehn Tage verbrachte ich, ohne das Mindeste von irgend Jemandem zu vernehmen.

Meine Tage und einen Theil der Nächte verlebte ich bald seufzend bald hoffend, neigte mich aber immer mehr der Meinung zu, daß meine Befreiung ein Ding der Unmöglichkeit sei.

„Ich ward immer matter und kraftloser, ich genoß nur wenig Speise, und der Schlaf senkte sich nur dann auf mich herab, wenn die Ermüdung des Nachdenkens und des Schmerzes meine letzten Kräfte aufgezehrt hatte.

„Endlich eines Abends, als ich nach meiner Gewohnheit wieder viel nachgedacht und der Gedanke an ein höchstes Wesen, welches die verfolgte Unschuld beschützt, meine Sinne erfrischt und mein Herz getröstet hatte, brachte mir ein Schließer abermals eine Pastete nebst einer Flasche alten Weines. Der Anblick dieses Geschenkes belebte mich wieder, und sobald das Rasseln der Riegel verstummt war, warf ich mich über die Pastete her und fand darin wieder ein Billet, eben so lakonisch als das erste und von derselben Hand. Ich las es wohl hundert Mal; die Worte, die es enthielt, waren folgende:

„Heute Nacht thut Alles, was Euch gesagt werden wird, gleichviel von wem.“

„Ich wußte nicht, was man damit sagen wollte, aber ich nahm mir vor, dieser Mahnung zu folgen.

„Man kann sich leicht denken, daß ich fast gar

nicht schlief. Gegen Mitternacht hörte ich die Riegel zurückschieben, mein ganzer Körper schauderte und ich griff nach meiner Flasche, aus der ich einen tüchtigen Zug that, um mir Herzhaftigkeit anzutrinken.

„Die Thür öffnete sich und ich sah wieder den Gefreiten eintreten, welcher mir meldete, daß er beauftragt sei, mich nach dem eigentlichen Orte meiner Bestimmung zu bringen. Er ließ meinen Koffer forttragen und forderte mich auf, ihn zu begleiten; ich folgte ihm auf dem Fuße. Man nahm über meine Entlassung aus diesem Gefängnisse ein Protokoll auf, und als ich dasselbe unterschrieb, ward es mir plötzlich sehr sonderbar und unwohl zu Muthe.

„„Na, na,““ sagte der Gefreite, „„ich glaube, es wird nicht nöthig sein, Strenge anzuwenden; Ihr scheint mir ein ehrlicher junger Mann zu sein und werdet keinen Versuch machen, mir zu entwischen; Ihr sehet, ich könnte —“

„Er sagte weiter nichts, sondern zeigte mir die Fesseln, welche er in den Wagen legte.

„Ich antwortete nichts, sondern stieg, von Entsetzen bei diesem Anblicke ergriffen, traurig in den Wagen, der sogleich fortfuhr und zwar, der Gewohnheit gemäß, im schärfsten Trabe.

„Wir machten die vierzehn Stunden von Paris nach Fontainebleau, ohne ein Wort mit einander zu

sprechen und ohne daß uns etwas begegnet wäre, was mir in Bezug auf die mir zugegangene Mahnung einigen Aufschluß hätte geben können.

„Als wir aber in der Gegend von Moret aus dem Walde ankamen, wurden wir plötzlich von sechs Berittenen angefallen, welche, indem sie mit der Pistole in der Faust, den Wagen umringten, weder dem Gefreiten noch seinem Gehilfen Zeit zum Nachdenken ließen und es ihm eben so unmöglich machten, nach seinen Waffen zu greifen, die er gleichwohl neben sich liegen hatte.

„Halb todt vor Schrecken — man weiß, daß der Muth gerade nicht das Erbtheil dieser Leute ist — stellte er den Angreifern vor, daß er für sie ein schlechter Fang wäre, und wollte sich in nähere Erklärungen einlassen.

„Aber dazu ließ man ihm keine Zeit; man riß ihn ohne Umstände aus dem Wagen, band ihm eben so wie seinem Kameraden die Hände und trugen sie einen nach dem andern in den Wald hinein, wo man sie an verschiedenen Orten anband.

„Während dieser Zeit machten es zwei andere von den Reitern mit mir ebenso und führten mich ebenfalls in den Wald, aber nach einer entgegengesetzten Seite hin. Der Erste, welcher Hand an mich legte, flüsterte

mir rasch die Worte in's Ohr: „Gedenket des Billets," und setzte dann sein Werk fort.

„Nachdem man damit fertig war, erhielt der Postillon Befehl, wenn ihm sein Leben lieb sei, ganz langsam nach der letzten Station zurückzufahren, und als er ihren Blicken entschwunden war, kamen sie zu mir zurück, banden mich los und führten mich fünfzig Schritt weiter fort, bis an eine Stelle, wo ich einen Wagen und drei gute Pferde fand.

„Ich stieg in den Wagen, und zwei meiner Befreier folgten mir.

„Ich wollte sie ausfragen, aber sie sprachen kein Wort. Ich konnte ihre Züge nicht unterscheiden, denn sie hatten Sorge getragen, das Gesicht in einen Flor zu hüllen, und der Tag brach eben erst an. Wir passirten Moret, ohne anzuhalten, weiter nach Montereau, wo ich sah, daß man die Pferde wechselte und dann eine andere Straße einschlug.

„Meine Begleiter hatten die Wagenfenster geschlossen und die Vorhänge vorgezogen, und ich mußte daher meine Neugier bezähmen, bis wir in einem kleinen Dorfe nicht weit von Bray-sur-Seine anlangten, wo man endlich Halt machte.

„Man ließ mich zuerst aussteigen und ich kannte weder den Diener noch den Postillon. Ich ging in ein Zimmer hinauf, welches man mir zeigte, und setzte

mich hier nieder, nicht ohne Unruhe und brennend von dem Wunsche, meine Wohlthäter kennen zu lernen.

„Endlich kam der glückliche Augenblick und ich sah zwei Männer eintreten, von welchen der Eine mich stürmisch umarmte und rief:

„„So ist er also gerettet!““

„Nachdem er dies gesagt, sank er sofort ohnmächtig auf einen Stuhl nieder, der neben mir stand.

„Wie groß war mein Erstaunen, als ich unter dieser Verkleidung, dem Werke der Liebe und der Freundschaft, Euphemia wieder erkannte! Wir beeilten uns, dem heldenmüthigen Mädchen zu Hilfe zu kommen und es geschah dies nicht ohne Mühe, denn die Freude, mich gerettet zu haben, die Anstrengung und Unruhe, welche sie bestanden, hatten ihre Sinne erstarren lassen.

„Endlich kam sie wieder zu sich und sank, heiße Thränen weinend, in meine Arme. Ich gestehe, ich vergaß in diesem Augenblicke Alles, was mir jemals das Theuerste gewesen; ich sah nun Euphemia, Euphemia war mir Alles.

„Welches Herz hätte dem Eindrucke einer so großmüthigen Handlung widerstehen können! Ich verdankte ihr mehr als das Leben und zwar zum zweiten Male! Aber wie ward durch die Art und Weise, auf welche sie sich dabei benommen und durch ihre grenzen-

lose Hingebung der Werth dieses wichtigen Dienstes erhöht!

„Sie war es, die an der Spitze der fünf Reiter, welche sie begleiteten, den Muth gehabt hatte, den Wagen anzugreifen, der ihren Freund in ewige Gefangenschaft führen sollte; sie war es, welche dem Feigling, der ihren Sieg nicht streitig zu machen wagte, die Pistole vor die Stirn hielt — kurz, sie war es allein, welche diesen verwegenen Plan entworfen und ausgeführt, ohne ihn Jemandem anzuvertrauen, als dem Diener, der ein Opfer seiner Treue gegen uns geworden war, der ihr, so viel in seinen Kräften stand, Unterstützung gewährt und in dessen Hause ich ein sicheres Asyl gegen die Verfolgung fand.

„Es giebt Gefühle und Empfindungen, welche durch Worte nicht ausgedrückt werden können. Von dieser Art waren die, welche mich in diesem Augenblicke bewegten, wo ich, der Freiheit und dem Leben wiedergegeben, auch erfuhr, auf welchem unerwarteten Wege mir diese Wohlthat zu Theil geworden.

„Ich konnte nicht müde werden, Euphemia zu betrachten. Diese Kleidung, in der ich sie noch niemals gesehen, ihre schönen Augen, die in Freudenthränen schwammen, und aus welchen die Freude der Wohlthätigkeit leuchtete, ihr von Zufriedenheit strahlendes

Antlitz, alles Dies machte dieses an und für sich schon so schöne Mädchen in meinen Augen noch schöner.

„Wir verbrachten einen Theil des Morgens mit gegenseitigen Versicherungen einer Freundschaft, die einerseits durch Wohlthaten, andrerseits durch die Dankbarkeit befestigt worden war. Nach Euphemiens Benehmen hätte man glauben sollen, sie sei es, welcher dieser wichtige Dienst geleistet worden, und nicht ich.

„Was mich betraf, so war ich stumm vor Freude. Der gute Charles, dieser Diener, welcher, um mich für den Verlust seines Dienstes zu belohnen, sein Leben auf's Spiel gesetzt hatte, um mir die Freiheit wieder zu geben, wußte nicht, was er thun sollte, um mir die Freude über das Gelingen zu erkennen zu geben; es fehlte meinem Glücke nun fast nichts mehr.

„Wir speis'ten gut und heiter, wie man leicht glauben kann. Wir waren hier in vollkommener Sicherheit, denn dieses Haus war das kleine Erbtheil des guten Charles, welches er, da er es nicht selbst bewohnen konnte, seiner Schwester überlassen hatte. Nach eingenommenem Mahle gingen wir, einen Spaziergang in dem Garten zu machen, von wo man eine prachtvolle Aussicht hatte. Dieser Garten war der Ausläufer einer langen Reihe von Weinbergen, und von hier bis zur Seine waren nur wenige Schritte.

„Charles besaß auch noch einige Acker Land, und

das Ganze bildete eine sehr nette Besitzung, auf welcher er sich vorgenommen hatte, seine Tage zu beschließen, wenn er nicht mehr arbeiten könnte. Er war ein Mensch von vortrefflicher Gemüthsart und bereits verheirathet gewesen, hatte aber gleich im ersten Jahre seine Frau, mit der er sehr einig gelebt, verloren; dieser Verlust war ihm sehr zu Herzen gegangen, so daß er sich nie zu einer zweiten Heirath hatte entschließen können.

„Euphemia und ich belohnten ihn reichlich, aber es war dies nicht nöthig, denn er hielt sich für seine Dienste schon durch die Freude bezahlt, die es ihm machte, mir sie geleistet zu haben.“

XXI.

„Nach der Rückkehr von unserem Spaziergange bat ich Euphemia, mir zu sagen, wie sie sich alle die Aufschlüsse habe verschaffen können, welche ihr unumgänglich nöthig waren, um meine Befreiung zu bewirken.

„„Sehr gern,““ sagte sie, „„ich weiß, daß Euch dies Vergnügen machen wird und mir auch; aber,““

setzte sie hinzu, „„ich stelle dabei eine Bedingung, nämlich die, daß Ihr mich nicht wieder verlaßt.““

„Statt der Antwort fiel ich ihr zu Füßen.

„„Nicht Anbetungen sind es, was ich verlange,““ sagte sie zu mir, „„sondern Vertrauen und Freundschaft. Hättet Ihr besser auf meine Rathschläge geachtet, so würde Euch diese Katastrophe nicht ereilt haben und wir wären jetzt glücklich und ohne Furcht.““

„Dieser Vorwurf war gegründet und ließ sich durch nichts widerlegen. Ich forderte sie auf, meine Neugier zu befriedigen, und sie beeilte sich, meinem Wunsche zu entsprechen.

„„An demselben Tage,““ sagte sie, „„wo Ihr verhaftet wurdet, hatte ich früh einen Brief von Eurer Tante erhalten, so wie noch mehrere andere von unbekannter Hand. Alle hatten den Zweck, mich von Eurem vorgeblichen Verrath in Bezug auf mich in Kenntniß zu setzen. Ich empfand, indem ich diese Briefe las, ein peinliches Gefühl, welches ich Euch nicht zu beschreiben vermag. Es kostete mir Mühe, Euch einer solchen Handlungsweise fähig zu glauben, Euch, in dessen Herzen ich so lange gelesen. Endlich, nach mehrmaliger Lectüre dieser Briefe fiel mir auf, daß mir in ihnen allen der Rath gegeben ward, meine Vorsichtsmaßregeln zu nehmen, weil man gewisse Beweise habe, daß Ihr mich bei dem heiligen Officium

denuncirt hättet. Das ist unmöglich, sagte ich zu mir; Arouet weiß, daß ich von meinem Gelübde entbunden bin und daß ich in den nächsten Tagen das Breve darüber erhalten werde, es wäre dies eine Abgeschmacktheit, deren nur ein dummer Mensch fähig wäre. Ich las die Briefe noch einmal aufmerksam durch und glaubte denselben Zug in fast allen, obschon auf verschiedene Weise verändert, wieder zu erkennen. Nun schwankte ich nicht mehr und ging fort, in der Absicht, Euch zu sagen, daß ein gefährliches Complott gegen Euch im Gange sei. Ich kam zu spät. Ihr wart schon fort. Ich flog nach der Abtei, wohin der Gefreite, wie man mir sagte, Euch geführt hatte. Ich fand hier wie gewöhnlich eine Menge Müssiggänger und Herumtreiber, welche zu erfahren suchten, was man ihnen selten sagte. Aber alle meine Fragen führten zu nichts, bis endlich, nach Verlauf von einer halben Stunde, einer der Wächter herein kam, die, wie es schien, Euch begleitet hatten. Man umringt ihn und bestürmt ihn mit Fragen, bis er endlich, dieses Lärmens überdrüssig, ausruft: „Na, zum Donnerwetter, macht nur nicht so viel Spektakel um eines Taugenichtses willen, der auf die Margaretheninsel spazieren soll.““

„„Weiter wollte ich nichts wissen und ich kehrte nach Hause zurück, in der Ueberzeugung, daß noch

geraume Zeit vergehen würde, ehe man Euch nach der Margaretheninsel abführte. Ich dachte den ganzen Tag über Mittel nach, Euch zu sehen und Euch wo möglich zu befreien. Ich wollte mich nicht zeigen, um nicht Verdacht gegen mich zu erwecken, im Fall meine Bemühungen von einem günstigen Erfolge begleitet wären. Den andern Morgen ging ich zu d'Oliguères, den ich ganz wüthend bei seiner Lucile antraf. Letztere befand sich in einem Zustande, der mir das innigste Mitleid einflößte. Er zeigte mir Briefe, die er eben so wie ich erhalten, und schwur, daß er sich für Eure Treulosigkeit rächen würde. Ich ließ ihn erst austoben, dann setzte ich ihm aus einander, was ich von der Sache dachte — was Ihr von Seiten Eurer Familie gelitten, die Feindseligkeit Eurer Tante und endlich die Bemerkungen, die ich diesen Morgen an den offenbar gefälschten und erdichteten Briefen gemacht. Ich vermochte aber nichts über ihn; der Zustand seiner Geliebten machte ihn unfähig, die Sache klar und vorurtheilsfrei aufzufassen. Ich sagte ihm, wie thörigt dies von ihm sei und daß er es eines Tages bereuen werde, mich nicht angehört zu haben; übrigens, bemerkte ich, wäret Ihr für seinen lächerlichen Zorn unerreichbar und eine lettre de cachet entziehe Euch seiner Rache eben so wie dem Glück.""

„„Dies schien Eindruck auf ihn zu machen, aber

er ward deswegen nicht anderer Meinung. Als ich dies sah, überließ ich ihn seiner Hartnäckigkeit und kehrte nach der Abtei zurück. Ich bat einen Kellner in dem benachbarten Café, Erkundigungen einzuziehen, ob Ihr schon abgeführt wäret. Es dauerte nicht lange, so kam er zurück und meldete mir, der Schließer habe ihm versichert, daß Ihr wahrscheinlich nicht eher als in den letzten Tagen des Monats nach dem Orte Eurer Bestimmung abgeführt werden würdet. Dadurch gewann ich Zeit. Ich setzte Alles in Bewegung, um diese Frist zu benutzen. Ich dachte an Charles und ließ in dem Hotel der Gräfin nach ihm fragen. Er war nicht mehr dort, weil Frau von Pessange ihn aus ihrem Dienste entlassen hatte. Ich machte nun die Bekanntschaft des Schweizers, der mir Charles' Adresse gab. Ich flog zu ihm; ich erzählte ihm Euer Abenteuer, er erzählte mir das Rosaliens und die Ursache seines eigenen Unglücks. Ich fragte ihn, ob er bereit wäre, Euch einen Dienst zu leisten, und er verstand sich sofort dazu. Ich trug ihm auf, sich zu bemühen, zu Euch zu gelangen, und er bewerkstelligte es wirklich. Ich wollte wissen, ob Ihr Euer Schicksal in seinem ganzen Umfange kenntet, und er kam wieder, um mir Meldung zu machen.““

„Aber,“ sagte ich zu Euphemia, „Charles hat mir bei seinem Besuche kein Wort davon gesagt.“

„„Er sprach mit Fleiß nicht von mir,““ entgegnete sie; „„ich hatte es ihm verboten, weil ich nicht allzu sanguinische Hoffnungen in Euch rege machen wollte. Ich empfahl ihm die größte Verschwiegenheit und er versprach sie mir. Den andern Tag sah ich ihn ganz freudig bei mir eintreten.““

„„Mademoiselle,““ sagte er zu mir, „„ich habe ein gutes Mittel gefunden, Euern Freund zu retten. Ich besitze achtzehn Stunden von hier ein kleines Haus in einer sehr abgelegenen Gegend; dort könnte man einen Zufluchtsort finden, wo er in vollkommener Sicherheit wäre.““

„„Das ist sehr gut,““ antwortete ich, „„aber ehe er dieses Asyl benutzen kann, muß er frei sein.““

„„Charles ward durch meine Bemerkung sichtlich betroffen. Der arme Bursche hatte geglaubt, daß Ihr schon so gut als gerettet wäret, wenn man Euch einen Zufluchtsort oder ein Versteck ausfindig gemacht hätte. Ich beruhigte ihn wieder.““

„„Kommt morgen früh wieder zu mir,““ sagte ich, „„ich werde über die Sache nachdenken.““

„„Ich zerbrach mir die ganze Nacht hindurch den Kopf, um ein Mittel zu Eurer Befreiung ausfindig zu machen; aber es fielen mir nur gewöhnliche und gefährliche ein. Endlich fiel mir das ein, welches wir angewendet haben; es gefiel mir, aber wie sollte ich

es ausführen? Ich brauchte dazu Leute, und ein getheiltes Geheimniß ist nicht mehr sicher. Ich beschloß die Ausführung selbst zu übernehmen, dafern Charles mich ein wenig dabei unterstützen könnte. Ich sprach mit ihm darüber; er schien außer sich vor Freude zu sein. Nachdem er einen Augenblick nachgedacht, sagte er mir, er habe, was ich brauchte, ohne daß ich meine Zuflucht zu Fremden zu nehmen nöthig hätte.““

„„Ich habe,““ setzte er hinzu, „„einen Bruder, mit dem ich in sehr gutem Vernehmen stehe. Er ist Soldat gewesen und ein tapferer, vorsichtiger Mann und hat drei Söhne in einem Alter von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, von welchen einer bei den Dragonern steht. Wenn ein Handstreich ausgeführt werden soll, so übernehme ich denselben und stehe Euch dafür, daß es gut ausgeführt wird. Ich würde es nicht thun, wenn es etwas Schlechtes wäre, aber um die Unschuld zu retten, thue ich Alles.““

„„Diese Worte waren noch nicht geeignet, mir völliges Vertrauen auf das Gelingen unseres Vorhabens einzuflößen; ich schrieb sogleich das Billet, welches Euch sicherlich noch denselben Abend zugegangen ist. Ich steckte es in ein Rebhuhn, welches ich völlig zubereitet, zu einem Pastetenbäcker trug, der es mir Abends in einer Pastete wieder brachte. Charles trug

es Euch in das Gefängniß und versicherte mir, daß Ihr es empfangen hättet. Ich verbot ihm, Euch wieder zu sehen, und beschäftigte mich nun bloß nur noch mit der Ausführung meines Planes. Ich beauftragte Charles, drei gute Pferde und einen bequemen Wagen zu kaufen. Ich ließ ihn mit den drei Pferden nach seiner Heimath abreisen. Er brachte sie hin und traf Verabredung mit seinem Bruder, damit derselbe sich zur geeigneten Zeit an der betreffenden Stelle der Straße einfinden sollte, und kam dann mit dem Dragoner nach Paris zurück. Während dieser Zeit trug ich Sorge, zu erfahren, wann Ihr fortgeschafft werden würdet, aber ich konnte nichts entdecken. Der Dragoner gatterte es endlich aus. Ihr werdet wissen, daß die Abtei auch das Gefängniß für Militairs ist. Er knüpfte, ich weiß nicht wie, Bekanntschaft mit einem Schließer an, indem er mit andern Soldaten trank, und machte seine Sache so gut, daß er von dem Schließer, ohne ihn in das Geheimniß einzuweihen, am zweitletzten Abende vor Eurer Abreise erfuhr, zu welcher Stunde man Euch abführen und welche Straße man einschlagen würde. Er reis'te nun sofort ab, um unsere Leute in Kenntniß zu setzen und mit ihnen uns bei Moret zu erwarten, wohin wir uns den andern Tag ebenfalls begaben. Die Pferde wurden angespannt, und wir erwarteten Euch an der Stelle, wo wir mit

Euch glücklich zusammengetroffen sind. Das Uebrige wißt Ihr, mit Ausnahme Eurer Ungeduld, als der Tag endlich anbrach.““

XXII.

„Diese Mittheilung machte mir unaussprechliches Vergnügen, um so mehr, als die Person, welche mir sie machte, ebenfalls unverkennbar von den freudigsten Gefühlen bewegt ward. Wir soupirten diesen Abend zusammen, nämlich in Gesellschaft unserer Befreier, von welchen ich nicht die geringste Indiscretion zu befürchten hatte. Sie hatten sich nicht durch Eigennutz zu ihrer hülfreichen That veranlaßt gesehen, und Gold war nicht der Preis ihrer Aufopferung gewesen.

„Wir überließen uns Alle einige Zeit lang blos dem Vergnügen, mich frei und ganz besonders in Sicherheit zu sehen. Wir ergötzten uns an der trügerischen Freude meiner Feinde, welche geglaubt hatten, ihr Opfer könne ihnen nicht entrinnen, und hatten hier ihre Nachforschungen nicht mehr zu fürchten. Ich war hier acht oder neun Stunden weit von dem Orte entfernt, wo meine Befreiung bewirkt worden war, und allem Anscheine nach

mußte man das Geschehene als einen räuberischen Anfall betrachten.

„Indessen, um uns völlige Gewißheit zu verschaffen, schickten wir den Dragoner nach Moret, um zu hören, was daselbst erzählt würde. Er rapportirte uns Folgendes:

„Der Postillion hatte, als er nach Hause kam, wohin er in Folge der gegen ihn ausgesprochenen Drohung in langsamem Schritte zurückgekehrt war, Lärm gemacht. Man hatte sofort die Gensd'armerie davon in Kenntniß gesetzt; da die vorhandene Mannschaft aber nicht stark genug war — der Postillon hatte nämlich, wie er sagte, zehn bis zwölf Räuber gesehen, — so mußte erst Verstärkung herangezogen werden, worüber nothwendig Zeit verging.

„So verstrich beinahe der ganze Tag, ehe man sich in Marsch setzen konnte, um die Urheber des angeblichen Raubanfalles zu entdecken. An Ort und Stelle angekommen, dauerte es wieder lange, ehe man den Gefreiten und seinen Kameraden auffand, die beide vor Hunger und Angst halb todt waren. Auch mich suchte man lange; da man mich aber nicht fand, so glaubte man, ich sei vielleicht ermordet und in einen der dort sehr häufigen Moräste geworfen worden. Dies schien um so wahrscheinlicher, als meine Befreier, um keinen Zweifel übrig zu lassen, dem Gefreiten und

seinem Kameraden die Kleider ausgezogen, die Taschen ausgeleert und auch die in dem Wagen befindlichen Koffer und übrigen Sachen mit fortgenommen hatten.

„Ueberdies hatte der Postillon unsern Wagen, der hinter einem Gebüsch stand und von der Straße aus nicht bemerkt werden konnte, natürlich nicht gesehen, und dann war es auch noch nicht Tag.

„Hierzu rechne man die verschiedenen Verdrehungen und Entstellungen, welche über diesen Vorfall umliefen, und man wird leicht einsehen, daß nicht der mindeste Zweifel über meinen Tod vorhanden sein konnte.

„Das sagte und glaubte man auch in Paris, wie wir einige Tage später durch Charles erfuhren, der ausdrücklich hinreis'te, um das Terrain zu sondiren. Indessen, da es wahrscheinlich war, daß man in der Umgegend, obschon bis zu einer mäßigen Entfernung, Nachforschungen anstellen würde, so glaubten wir, es sei klug, den Wohnort zu wechseln, und nach einem zwischen Euphemia, Charles und mir gehaltenen Rathe beschlossen wir, daß ich nach Clervaux reisen sollte, wo Charles einen Verwandten hatte, an den er mich empfehlen wollte.

„Ich hatte keine rechte Lust dazu, und es kostete mir auch keine große Mühe, meine Freunde davon abzubringen, als wir endlich dahin kamen.

„Wir verließen demnach nicht ohne Bedauern die kleine Einsiedelei, wo die Wohlthätigkeit unter dem Schleier der Anspruchlosigkeit ihre ganze Thätigkeit zu meinen Gunsten entfaltet hatte.

„Man hatte dem Gefreiten und seinem Begleiter ungefähr funfzig Louisd'ors abgenommen. Diese guten Leute wollten dieses Geld nicht behalten; weil sie fürchteten, dadurch ihr Gewissen zu belasten, wir machten ihnen aber begreiflich, daß dieses Geld ja jenen Leuten gar nicht gehört, sondern daß sie es zum Zwecke meines Transportes und zur Bestreitung der Reisekosten erhalten. Euphemia fügte, ohne mir etwas davon zu sagen, noch eine kleine Summe hinzu, wollte aber nicht dulden, daß auch ich etwas dazu legte. —

„Wir reis'ten also am achten Tage nach meiner Befreiung nach Clervaux ab, Euphemia und ich zu Wagen und unser guter Freund Charles als Postillon, denn er hatte durchaus Niemandem weiter die Sorge unserer Führung anvertrauen wollen.

„Am dritten Tage Abends kamen wir in Clervaux an. Wir wurden mit der größten Freundlichkeit empfangen, und Charles' Verwandter, der einen Handel mit Lebensmitteln trieb, bewirthete uns sehr reichlich. Wir hielten in der kurzen Zeit, die wir hier zubrachten, ein vortreffliches Mahl.

„Was ich schon voraus gedacht hatte, das geschah. Es erwies sich, daß dieser Ort durchaus kein Asyl für mich war. Schon den andern Morgen wußte die ganze Umgegend meine Ankunft, und ich glaube, wenn ich nur drei Tage hier geblieben wäre, so wäre man gekommen, um mich anzuschauen, wie ein Wunderthier.

„Euphemia, die nun überzeugt war, daß ich Recht gehabt hatte, nicht ihrer Meinung zu sein, war in großer Verlegenheit, was wir nun anfangen sollten. Sie wollte mich durchaus nicht verlassen, und wir begannen uns von Paris zu entfernen, wohin ich ohne die größte Gefahr nicht so bald zurückkehren durfte.

„Ich hatte Lust nach Neufchatel zu gehen; aber ich wagte nicht, diesen Vorschlag zu machen, als Charles auf einmal anfing, von der Schweiz zu sprechen und zu Euphemia sagte, daß wir nicht mehr weit davon wären.

„Sie dachte einen Augenblick nach und sagte uns, wenn wir sie erst eine Reise nach Paris machen lassen wollten, so würde sie mit uns kommen. Es ward daher bestimmt, daß ich sie in Langres erwarten sollte.

„Nach reiflicherer Ueberlegung entschloß sie sich jedoch, erst mit mir dahin zu reisen, weil sie es be-

quem fand, die Reise nach Paris mit dem Postwagen zu machen.

„Wir kamen am andern Tage in Langres gerade zu der Stunde an, wo die Post abging, und ich führte Euphemia hin, die mir versprach, nicht länger als acht Tage wegzubleiben. Sie wollte durchaus nicht, daß Charles sie begleitete, denn sie meinte, ich dürfe durchaus nicht allein bleiben und müsse, im Fall mir etwas zustieße, Jemanden haben, der sie davon unterrichte.

„Wir warteten daher, bis sie wieder zurückkäme; anstatt aber acht Tage blieb sie vierzehn, weil sie sich eines Theils ihrer Sachen entledigen wollte, denn sie war fest entschlossen, mir überall hin zu folgen und mein Schicksal zu theilen.

„Sie besuchte Herrn von Buffon, dem sie mein Abenteuer erzählte, und der darüber so entrüstet war, daß er sofort mit dem Minister darüber sprechen wollte, um die Zurücknahme des Verhaftsbefels zu erwirken, was ohne Zweifel sehr wohl gethan gewesen wäre, wie man in der Folge sehen wird. Euphemia aber, die andere Ansichten hatte, hielt ihn davon zurück und bat ihn, mich in seinen Schutz zu nehmen, den er ihr versprach. Auch hielt er treulich Wort.

„Sehr zufrieden mit allen diesen kleinen Arrangements, kam sie wieder zu uns zurück, nachdem sie

d'Oliguères gesagt, daß er alle für sie bestimmten Mittheilungen an Charles nach dessen Heimath adressiren möge. Ich war bis zu ihrer Rückkehr sehr unruhig und freute mich sehr, als ich sie wiedersah.

„Wir hielten in Langres noch einmal einen Rath, und ich schlug nun vor, nach Neufchatel zu gehen, womit Euphemia auch einverstanden war. Die Schwierigkeit war nur, ohne Pässe dahin zu gelangen. Charles, der die Gegend genau kannte, versicherte uns, daß wir ohne Gefahr dahin gelangen könnten, wenn wir uns von ihm führen lassen wollten. Seiner Treue und Anhänglichkeit sicher, überließen wir uns seiner Klugheit.

„Bis Vesoul machten wir den Weg zu Wagen. Hier rieth uns Charles, den Wagen stehen zu lassen und uns Reitpferde zu verschaffen, weil diese Art zu reisen in den Gebirgsschluchten, die wir zu passiren hätten, viel bequemer sei. Ich fürchtete für meine Wohlthäterin; aber was einmal nöthig war, mußte geschehen und wir kamen überein, nur kleine Tagereisen zu machen.

„Charles bewog uns nun, die Straße zu verlassen, und wir übernachteten in Loure, einem ziemlich großen Flecken mit einer prachtvollen Abtei. Von hier passirten wir den Doux und erreichten dann auf einem Wege, der durch wildromantische Gebirgsschluchten

führte, den kleinen Flecken Saint Hippolyte, von wo wir nach Valengin gelangten, nicht ohne Mühe und ohne grausame Anstrengungen für die arme Euphemia, die an eine so beschwerliche Art zu reisen nichts weniger als gewöhnt war.

„Oft waren wir genöthigt, abzusteigen, um durch Schluchten und über unwegsame Abhänge hinwegzukommen. Zum Glück hatte Euphemia ihre Mannskleider wieder angelegt, was ihr große Erleichterung gewährte. Der Schnee begann an einzelnen Stellen zu schmelzen und machte die Wege außerordentlich schlecht, und mehr als einmal nahm Charles unsere Reisende auf den Rücken, um sie durch reißende Gebirgswässer hindurchzutragen, die wegen des sehr steinigen Grundes zu Pferde nicht sicher zu passiren gewesen wären.

„Wir athmeten wieder auf, als wir Valangin erreichten, weil wir nun von hier aus guten Weg bis Neufchatel hatten, wo wir endlich nach einem außerordentlich mühevollen siebentägigen Marsche ankamen.

„Nun vergaßen wir alle unsere Beschwerden. Der Anblick dieser Gegend machte auf Euphemia einen ungemein wohlthuenden Eindruck, und die milde und reine Luft, welche man in diesem reizenden Ländchen athmet, war wohl geeignet, uns von unseren Beschwerden wieder herzustellen.

„Wir wollten Charles verabschieden, aber er wollte

uns nicht verlassen. Ich stellte ihm die Unzulänglichkeit unserer Mittel vor, die uns nicht erlaubten, einen Diener zu halten; er versicherte uns aber, wenn wir ihn auch nicht behalten wollten, so würde er dennoch in dem Lande bleiben, weil er sicher sein könne, hier Arbeit zu finden.

„Dieser Beweis von Anhänglichkeit rührte uns, und wir beschlossen, ihm seinen Willen zu thun, indem wir ihm erklärten, daß er bei uns bleiben solle, nicht als unser Diener, sondern als unser Freund.

„Der arme Bursche weinte vor Freuden, und wir hatten später Ursache, froh zu sein, daß wir seinen Bitten nachgegeben hatten.

„Einige Tage nach unserer Ankunft hatte dieser umsichtige Freund für uns ein kleines Haus auf der Anhöhe vor der Stadt mit einem kleinen Garten ausfindig gemacht, von welchem man eine köstliche Aussicht genoß, die sich über den ganzen See erstreckte. Sobald wir im Besitze dieses Hauses waren, ließen wir unsere Koffer kommen, die in Vesoul zurückgeblieben waren, und mit Hilfe Charles' sahen wir uns bald in der Mitte eines ganz nett eingerichteten Haushalts. Wir lebten sehr sparsam, und da das Leben in diesem herrlichen Lande sehr wohlfeil ist, so machten wir sehr wenig Aufwand.

„Charles besorgte Alles, was es außerhalb des

Hauses zu thun gab. Euphemia beschäftigte sich mit dem innern Hauswesen, und ich genoß ruhig die Frucht ihrer Mühen und ihrer Dienste. Die Zeit, welche ich mit diesen beiden Freunden verlebte, ist sicherlich die glücklichste meines Lebens gewesen. Es fiel mir nicht ein einziges Mal ein, etwas Anderes zu wünschen, obschon ich in dem Lebensalter der Wünsche stand, und seit jenen so oft betrauerten Tagen habe ich nie einen andern Wunsch gehegt, als den, sie wieder beginnen zu sehen.

„Eitler und vergeblicher Wunsch! Wo sollte ich meine Euphemia wiederfinden? Einem solchen Herzen begegnet man nur ein Mal im Leben. Ihr Bild ist meiner Phantasie stets gegenwärtig, und unauslöschlich meine Dankbarkeit gegen dieses anbetungswürdige Weib, dessen Herz sich bis an ihr Ende auch nicht einen einzigen Augenblick verleugnet hat. Worte fehlen mir, um gebührend zu schildern, was sie für mich gethan, und ich möchte mich fast des Wunsches schämen, noch einmal jene glückliche Zeit mit ihr zu durchleben, in so fern darin eine Erneuerung der vielen Opfer liegen würde, die sie mir gebracht."

XXIII.

»Sobald unsere kleine Haushaltung eingerichtet war, schrieb ich meinem Vater, daß ich der Verfolgung seiner und meiner Feinde glücklich entronnen sei.

»Ich erhielt keine Antwort darauf; in einer späteren Zeit aber, als er enttäuscht war, hat er mir gesagt, daß dieser Brief ihm große Freude gemacht habe. Indessen wunderte ich mich, gar nichts von ihm zu erfahren, ich kannte aber nicht die abscheulichen Mittel, deren man sich bedient, um mir seine Achtung und Freundschaft zu rauben, und erst von ihm selbst erfuhr ich alle jene Einzelnheiten, die ich bereits oben mitgetheilt habe.

»Ich schrieb auch an d'Oliguères, welcher mir allerdings antwortete, aber kalt und auf eine Weise, die mir bewies, welche Kraft die Verleumdung in dem Munde der Heuchelei hat.

»Wir standen jetzt in den ersten Tagen des Monats April. Die Jahreszeit versprach wonnige Tage und täuschte uns auch nicht. Wir gingen von Zeit zu Zeit an dem See spazieren, welcher einen prachtvollen Anblick gewährt. Alle diese Ausflüge erhielten durch die Einigkeit, die unter uns herrschte, einen unschätzbaren Werth. Wenn wir ein wenig weiter gingen, so begleitete uns Charles und machte uns viel Spaß, denn

er war reich an treffenden und witzigen Einfällen, und erzählte uns Geschichtchen, über die man sich hätte todt lachen können.

„So lebten wir in Frieden, glücklich und ohne Sorgen, bis zum Monat September, ohne eine Veränderung in unserer Lage herbeizuwünschen. Ich hatte mich ganz der Liebe hingegeben, welche mir die Hingebung, die Wohlthaten und die Fürsorge meiner edelmüthigen Euphemia einflößten.

„In der ersten Zeit, nachdem wir unsern Wohnsitz in Neufchatel genommen, hatte ich in Bezug auf Rosalien einige Gewissensbisse empfunden, bald aber trat ein gerechter Schmerz an ihre Stelle, und dieser ward wiederum durch die zärtlichen Liebkosungen meiner Freundin in den Hintergrund gedrängt.

„D'Oliguères meldete uns, daß diese Unglückliche gegen ihren Willen an einen Schützling der Gräfin, einen habsüchtigen, rohen Menschen, verheirathet worden, der sie auf sein Gut in der Nähe von Corville geführt, wo er sie wahrscheinlich niemals glücklich machen würde — eine Wahrscheinlichkeit, die später in Erfüllung ging, wie ich nach meiner Rückkehr aus Italien erfuhr, als ich meinen Vater besuchte.

„Diese Heirath verursachte mir um so mehr Kummer, als ich mir vorwerfen mußte, die Ursache davon zu sein; aber ich war dafür hart bestraft.

„Es stand demnach meiner Zärtlichkeit für Euphemia nichts mehr im Wege, im Gegentheile ward sie mir nun durch die Pflicht geboten, und ich gedachte, mit ihr Tage des vollkommensten Glückes zu verleben.

„Der Himmel wollte es anders und raubte mir dieses köstliche Kleinod, dessen Verlust mir blutige Thränen ausgepreßt hat.

„Im Monat Juli erhielt sie das Breve, welches sie ihres Gelübdes entband, und wir waren nun Beide vollkommen frei. Auch schwuren wir uns die unverletzlichste Anhänglichkeit, die nur durch das allen lebenden Geschöpfen unvermeidlich gesetzte Ziel ein Ende gefunden hat.

„Im nächstfolgenden Monat September erhielt Euphemia einen Brief vom Grafen von Buffon, in welchem er sie beauftragte, mich zu fragen, ob ich Lust hätte, eine Reise nach Italien zu machen, in welchem Falle er mir die Stelle eines Secretairs bei dem Grafen Arieno, einem venetianischen Nobile, verschaffen wolle, der eifrigst Naturstudien trieb, und ihn während seines Aufenthalts in Paris gefragt hatte, ob er ihm nicht einen jungen Mann empfehlen könne, der im Stande wäre, ihn bei seinen naturhistorischen Arbeiten und Reisen zu unterstützen und zu begleiten. Herr von Buffon hatte sogleich an Euphemia's Freund gedacht und meine ganze Geschichte dem Grafen Arieno

erzählt, der dadurch auf's Innigste gerührt worden war. Er hatte sogleich seinen Wunsch erklärt, mich bei sich zu haben, und in seinem Namen machte mir daher Herr von Buffon das erwähnte Anerbieten.

„Als Euphemia mir den Brief des Grafen mitgetheilt hatte, fragte ich sie um ihre Meinung.

„„Ich fühle wohl,““ sagte diese gute und edelmüthige Freundin, „„ich fühle wohl, daß ich mich entschließen muß, Euch zu verlieren, aber ich werde mich niemals dem widersetzen, was für Euch vortheilhaft sein kann. Das Loos, welches ich Euch bieten kann, ist ein sehr bescheidenes, und würde in der Folge nicht geeignet sein, Euch glücklich zu machen, daher dürfen wir nicht zaudern, um so weniger, als eine Weigerung Euch um die Gunst unseres hochgestellten Freundes bringen könnte, der eben so wohlthätig als stolz ist, und wir wissen Beide nicht, wo wir einen solchen Freund noch brauchen können.““

„Diese Worte waren durchaus nicht nach meinem Geschmack. Nichts war im Stande, mich von Euphemia zu trennen, und ich wollte sie nicht verlassen.

„„Höret mich an, meine Theure,““ sagte ich zu ihr, „„wir müssen einen Mittelweg einschlagen. Herr von Buffon kennt meine Liebe zu Euch, noch mehr, er weiß auch, worin dieselbe ihren Grund hat. Er kennt mein gefühlvolles Herz, und das seinige kann daher

den Plan nicht mißbilligen, den ich Euch bitte, ihm in meinem Namen vorzuschlagen. Ich willige ein, den Grafen Arieno nach Italien zu begleiten, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Ihr ebenfalls mitkommt, und daß wir dem Bunde unserer Herzen das Siegel der Religion und der Gesetze aufdrücken, sobald die Umstände es uns erlauben!""

„Euphemia erhob einige Schwierigkeiten, doch schmeichelte dieser Vorschlag ihrer Neigung zu sehr, als daß sie sich demselben mit Gewalt entgegengesetzt hätte.

„Den Forderungen des Zartgefühls gehorchend, übernahm ich nun die Beantwortung des Briefes des Herrn von Buffon. Ich schrieb ihm sehr ehrerbietig, und gab ihm meinen tiefgefühlten Dank zu erkennen, schilderte aber auch zugleich die Verbindlichkeiten, die ich Euphemia schuldete, so wie die Zärtlichkeit, mit der sie meine so wohlverdiente Anhänglichkeit belohnte, und bat ihn, ebenso wie ich meinen Vater gebeten haben würde, um seine Einwilligung in dieses Bündniß.

„Herr von Buffon, auf welchen dieser Brief einen sehr günstigen Eindruck machte, zeigte ihn dem Grafen Arieno, seinem Freunde, um ihm einen Begriff von meinem Charakter zu geben. Graf Arieno, dessen Herz und Gemüth einer solchen Freundschaft würdig waren, war ganz derselben Ansicht wie Herr von Buffon, und mit umgehender Post erhielt ich von diesen beiden hoch-

gestellten Personen die ehrenvollste und schmeichelhafteste Antwort.

„Ich habe den Brief als ein Andenken lange aufgehoben, aber unglücklicher Weise bei einem Schiffbruche an der sicilischen Küste verloren. Graf Arieno forderte mich auf, mich nach Genf zu begeben, wo er sich den ersten Oktober einfinden wolle, und von wo wir die Reise nach Italien antreten sollten.

„Der arme Charles weinte vor Freude und Schmerz, als wir ihm diese Nachricht mittheilten. Er glaubte hierin das Ende seines Glückes zu sehen, und meinte, wir wollten ihn fortschicken. Nachdem ich mir die Sache nochmals überlegt, sagte ich zu Euphemia, daß wir ihn nothwendig behalten müßten, denn unterwegs bedurfte sie eines Dieners, und Charles konnte uns ungleich mehr nützen, als wenn wir eine Kammerfrau angenommen hätten.

„Sie trat sehr bald meiner Meinung bei, und wir glaubten, Charles würde närrisch vor Freuden, als wir ihm unsern Entschluß in dieser Beziehung mittheilten.

„Wir verließen unser irdisches Paradies mit dem größten Leidwesen, denn wir hatten hier die schönsten und glücklichsten Tage unseres Lebens zugebracht.

„Am fünfundzwanzigsten September kamen wir in Genf an, wo wir den Grafen erwarteten, auf den

ich sehr neugierig war, und von dem ich mir eine vortheilhafte Idee gemacht hatte, welche durch seine Ankunft auch in jeder Beziehung bestätigt ward. Ich ward von ihm mit ungewöhnlicher Artigkeit empfangen, und er erwies mir Rücksichten, auf welche mir mein Alter und mein geringes Verdienst einem so vornehmen Herrn gegenüber durchaus keinen Anspruch gaben.

»Eben so artig empfing er die schöne Euphemia, welche er mit Aufmerksamkeiten überhäufte. Er erklärte uns, daß wir während der ganzen Reise keinen andern Tisch und keinen andern Wagen haben würden, als den seinen, und entschuldigte sich bei Euphemia wegen unserer wissenschaftlichen Unterhaltungen, die, wie er sagte, ihr vielleicht nicht immer gefallen würden.

»Sie erbot sich, uns in dem zweiten Wagen des Grafen zu folgen, aber dieser machte ihr bemerklich, daß derselbe für seinen Kammerdiener bestimmt sei, welchem Charles Gesellschaft leisten sollte. Wir erzählten ihm, wie große Dienste dieser brave Mensch uns geleistet, und er billigte unser mit ihm getroffenes Arrangement, und versprach sogar, unsere Stelle zu vertreten, wenn er uns verlieren sollte. Wer den Grafen und seinen Charakter kannte, fand eine solche Handlungsweise bei ihm ganz natürlich, wiewohl dieselbe nicht verfehlen konnte, uns mit Achtung und Dankbarkeit zu erfüllen.

„Wir blieben einige Tage in Genf, um daselbst die nöthigen Anstalten zur Weiterreise nach Italien zu treffen. Binnen wenigen Tagen wußte Charles sich bei dem Grafen und allen Leuten desselben beliebt zu machen, besonders bei seinem Kammerdiener, der ihm später bedeutende Dienste leistete, und wer die Einigkeit und Heiterkeit sah, welche unter uns herrschte, mußte nothwendig auf den Gedanken kommen, daß wir eine patriarchalische Familie wären, deren Haupt der Graf sei.

„Gegen die Mitte des Monats Oktober reis'ten wir von Genf ab und verweilten sodann einige Zeit in Annecy, weil der Graf die berühmten Gletscher von Chamouni sehen wollte.

„Wir ließen daher Euphemia in dieser Stadt zurück, und traten unsere Wanderung nach jenen Weltwundern an, wo die Natur dem Auge ihre wildromantischen Schönheiten vorführt.

„Wir kamen ziemlich müde nach Annecy zurück, aber dennoch sehr erfreut, daß wir die nun überstandene Wanderung unternommen hatten, und erreichten zunächst Chambery, von wo wir den Weg über den Mont Cenis einschlugen. In Lans-le-Bourg mußten wir die Wagen verlassen und in Senften steigen, welche von Maulthieren getragen wurden, die uns in den Lüften nach Novalaise in Italien trugen. In Suze machten wir Halt, um auszuruhen und einige Ausflüge

in die Alpengegenden auf dieser Seite zu unternehmen, denn unsere Reise hatte eben so den Zweck, eine naturhistorische Wanderung durch Italien zu machen, als uns nach Neapel, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte des Grafen, zu bringen.

„Nachdem unsere Ausflüge beendet waren, begaben wir uns nach Turin. Der Anblick dieser Stadt gab mir einen hohen Begriff von allen übrigen Städten des Landes, welches wir passiren sollten. Wir sahen hier Alles, was es Sehenswerthes oder Merkwürdiges gab, eben so wie in den übrigen Theilen Italiens. Der Graf verweilte überall, wo die Natur ihm etwas Seltenes bot, und Euphemia und ich benutzten es.

„Das Angenehmste auf dieser Reise aber war, daß der Graf keine Hauptstadt dieser vielen kleinen Staaten passirte, ohne den dieselben regierenden Fürsten seine Aufwartung zu machen. Wir behielten auf diese Weise ganze Tage für uns allein, die wir dazu anwendeten, um uns unseres Glückes zu freuen.

„Wir verfolgten, um nach Neapel zu gelangen, nicht den gewöhnlichen Weg, sondern reis'ten von Stadt zu Stadt überall hin, wo die Laune, oder besser gesagt, die Wißbegier des Grafen ihn hinrief. So durchreis'ten wir nach und nach Piemont, Mantua, Parma, Toscana und alle Gebiete zwischen den Appenninen und dem adriatischen Meere. Florenz verschoffte uns viel Unter-

haltung und Zeitvertreib. Wir kamen hier gerade zu einer Zeit an, wo der Herzog mehrere große Festlichkeiten gab, und dies kam uns höchst gelegen. Wir verweilten hier beinahe drei Wochen, worauf wir uns nach der berühmten Hauptstadt der christlichen Welt und der alten Eroberer des Erdkreises begaben.

„Ich gestehe, daß ich trotz alles Dessen, was ich von dieser berühmten Stadt gelesen oder gehört, dieselbe noch über die Lobsprüche erhaben fand, die man an sie verschwendet hat. Der Anblick der Trümmer dieser gefallenen Größe schien mir noch viel erhabener zu sein, als das Größte, was die neuere Zeit geschaffen. Ein Volk, welches Monumente hinterlassen, die noch nach Verlauf von zwanzig Jahrhunderten ein solches Gefühl von Bewunderung erregen, muß während seiner Existenz imposant gewesen sein. Und dennoch sind die Meisterwerke der Neuzeit, obschon von anderer Art, neben diesen alten nicht am unrechten Platze. Man sollte meinen, dieses Land sei der Boden der schönen Künste und das Vaterland des Genies. Rom bietet den Augen, die nicht durch die müßige Pracht des Papstthums geblendet werden, immer noch den wahren Begriff seiner alten Größe.

„Ich genoß in dieser Stadt einen doppelten Vortheil — den, daß ich durch den Grafen Arieno dem mächtigsten Fürsten Italiens vorgestellt, und zweitens

den, daß ich von ihm als der Freund und bald als der Gatte der schönen Euphemia empfangen ward, welche der Cardinal von Bernis dem heiligen Vater als seine Verwandte vorstellte, was ihr das Vorrecht verschaffte, das Innere des päpstlichen Palastes besuchen zu dürfen, zu welchem die Frauen in der Regel keinen Zutritt haben. Die vierzehn Tage, welche ich in Rom zubrachte, vergingen mir schnell, wie eben so viel Stunden. Kaum ließ uns die Menge der Einladungen, welchen wir folgen mußten, so viel Zeit, um alle Sehenswürdigkeiten in Augenschein nehmen zu können.

„Der Graf, welcher mir sehr zugethan war, führte mich überall ein und sprach sich überall auf die schmeichelhafteste Weise über mich aus. Der Cardinal andrerseits, der sich sehr freute, den römischen Schönheiten eine Schönheit aus seiner Familie entgegenstellen zu können, führte sie überall herum und bestand darauf, daß ich sie stets begleitete.

„Auf diese Weise verdankte ich dieser zärtlichen Freundin nicht blos, daß ich meinen grausamen Feinden entronnen war, sondern ich verdankte ihr auch, daß ich von Personen, mit welchen ich außerdem schwerlich in Berührung gekommen wäre, mit der größten und ehrenvollsten Rücksicht empfangen ward.

„Euphemia freute sich darüber noch mehr als ich

und schien stolz darauf zu sein, daß sie mir nun bald ganz angehören sollte, während Alles, was ich Gutes oder Glänzendes besaß, von dieser edlen Freundin empfangen hatte — einer Freundin von seltenem Herzen und Charakter, die ich ach! nur zu bald verlieren sollte. —

„Als wir das alte und das neue Rom besucht und die lachenden Umgebungen durchwandert hatten, reis'ten wir ab, um uns nach Neapel zu begeben.

„In Velletri beklagte sich Euphemia über heftiges Kopfweh, woran sie sonst nicht litt, sowie sie überhaupt nur selten über Unwohlsein klagte. Am andern Tage bekam sie ein Fieber und wir waren nun genöthigt, in Terracina Halt zu machen. Wir brachten hier zwei Tage zu, während welcher das Fieber einen Charakter annahm, der uns nichts Gutes verrieth.

„Der Graf, welcher sah, mit welcher Angst und Unruhe dies mich erfüllte, bemühte sich, mich zu trösten. Am dritten Tage, wo sie etwas ruhiger war, beschlossen wir, uns wieder auf den Weg zu machen, besonders weil wir wünschten, sie an einen Ort zu bringen, wo man ihr gute ärztliche Hilfe und eine ruhigere Umgebung verschaffen könnte. Der Graf miethete für sie eine Sänfte, weil er fürchtete, daß das Stoßen des Wagens zu nachtheilig auf sie einwirken möchte.

„Diese Vorsicht half leider nichts, das Fieber kehrte am zweiten Tage mit solcher Heftigkeit zurück, daß wir uns beeilten, so schnell als möglich Capua zu erreichen, in dessen Nähe der Graf ein Haus besaß, welches er fast niemals besuchte und das aus diesem Grunde in sehr schlechtem Zustande war.

„Indessen waren wir der Meinung, daß unsere Kranke dort immer noch besser aufgehoben sei, als in der Stadt, und hierauf machten wir ungefähr eine Viertelstunde davon Halt und betraten dieses Haus, wo der Graf die angemessensten Befehle ertheilte. Er schickte sofort nach Neapel, wovon wir jetzt nur noch sechzehn italienische Meilen entfernt waren, um seinen Arzt kommen zu lassen, und ließ es an Nichts fehlen, um ihr Erleichterung zu verschaffen. Aber Alles war vergebens und ihr Schicksal entschieden.

„Drei Tage später hatte ich den unaussprechlichen Schmerz, sie in meinen Armen verscheiden zu sehen.

„Ihr Tod war der des Gerechten. Sie verlosch wie ein immer matter glimmendes Licht und zeigte uns nicht das entsetzliche Schauspiel eines heftigen Todeskampfes. Noch wenige Minuten vor ihrem Verscheiden sprach sie mit mir und ihr letzter Blick war auf mich gewendet. Ich hielt ihre Hand in dem Augenblicke, wo sie das Bewußtsein verlor, und fühlte, wie sie noch matt die meine drückte.

„Ich begreife nicht, wie es geschah, daß meine Seele nicht sofort der ihren folgte. Ich stieß einen furchtbaren Schrei aus, als ich sah, wie ihre schönen Augen sich schlossen, sank bewußtlos neben ihrem Bett nieder und man hatte nicht viel Mühe, mich von der Leiche zu trennen, von welchem sich mein Körper nur dadurch unterschied, daß das Prinzip des Lebens noch darin wohnte, obschon es daraus entwichen zu sein schien. —

„Dieser Augenblick war für mich das Ende meines Lebensglück's. Von Stunde an mußte ich darauf verzichten und habe in der That nicht wieder darauf gehofft, ja ich habe es nicht einmal gewünscht.

„Dieses Unglück ergriff mein Gemüth so sehr, daß mir nur noch eine Gleichgültigkeit gegen das Leben die von übrig geblieben ist, die mich auch nicht wieder verlassen und mich die größten Gefahren, wenn auch nicht aufsuchen, doch verachten gelehrt hat. Ich kann niemals an den Verlust denken, ohne zu fühlen, wie sich das Herz in mir zusammenschnürt, und die Erinnerung an die Liebe und vortrefflichen Eigenschaften dieses angebeteten Weibes hat in mir einen wehmüthigen Eindruck zurückgelassen, der mich niemals verlassen wird. Früher besaß ich eine unverwüstliche Heiterkeit und liebte Gesellschaft und Vergnügungen; von jener Zeit an bin ich fast ein Menschenfeind geworden und

habe nie wieder den Wunsch nach geselligen Freuden empfunden.

»Auf diese Weise habe ich dieser zärtlichen Freundin selbst durch ihren Tod noch den süßesten Reiz des Lebens, der eben in der Philosophie der Entsagung liegt, zu verdanken.

Ihr größter Schmerz, als sie den Tod nahen fühlte, war, daß sie mich verlassen mußte, ohne den Namen meiner Gattin zu tragen. Der Graf, dem sie es eine Stunde vor ihrem Verscheiden gesagt, hatte auf der Stelle nach Capua geschickt; der herbeigerufene Priester war jedoch von dem Boten nicht sofort ausfindig zu machen gewesen und kam daher zu spät. Das Schicksal hatte uns bereits auf immer getrennt.

»Einige Tage, nachdem wir Euphemia's sterbliche Hülle dem Schooße der Muttererde überantwortet hatten und ich mich in so weit wieder gefaßt hatte, um für freundliche Zusprache und Trost zugänglich zu sein, rief mich der Graf eines Morgens in sein Zimmer und sagte: —

»»Lieber Arouet, Euer Schmerz um das hohe Gut, welches Ihr verloren, ist ein nur zu gerechter, und Ihr könnt mir glauben, daß ich den lebhaftesten Antheil daran nehme. Ihr seid noch jung und die Welt steht Euch offen. Versuchet daher, Euch ihr zu

widmen und Euern Schmerz zu bezwingen. Hier jedoch, in der unmittelbaren Nähe des Grabes Derjenigen, die Euch das Theuerste im Leben gewesen, wird Euch dies nicht gelingen. Ihr müßt ein anderes Land aufsuchen, welches Euch durch nichts an Euern Verlust erinnert. So ungern ich Euch auch entbehre, so sehe ich doch ein, daß es in Eurem eigenen Interesse geschehen muß, und so ungern Ihr Euch, wie ich mir schmeichle, von mir trennen werdet, so hoffe ich doch, daß Ihr Euch, selbst wenn Euch an Eurer eigenen Aufheiterung und Zerstreuung nichts liegen sollte, dazu versteht, wenn ich Euch sage, daß Ihr mir damit zugleich einen wichtigen Dienst leisten könnt.““

„Natürlich erklärte ich mich auf die letzten Worte des Grafen sogleich bereit, auf seinen freundlichen Wunsch und Vorschlag einzugehen und bat ihn um nähere Erklärung.

„„Ihr wißt,““ fuhr er fort, „„daß ich aus dem alten venetianischen Geschlechte der Arieno stamme, und jetzt noch der Einzige dieses Namens bin. Die ältere Linie unseres Hauses starb schon vor längeren Jahren mit dem Senator Arieno aus, der wegen angeschuldigter, in Gemeinschaft mit einem zweiten Beamten der Republik begangener Veruntreuungen von Staatsgeldern mit seinem Mitschuldigen auf dem Schaffotte starb, während sein großes Vermögen con-

fiscirt ward. Nur geringes Bedauern fand das Schicksal dieses Mannes nicht blos in unserer Familie — deren Namen er durch sein angeschuldigtes Verbrechen geschändet — sondern auch im Allgemeinen, da er seiner Habsucht und besonders seiner liebelosen Handlungsweise gegen seine einzige Tochter wegen von Allen, die ihn kannten, gehaßt und verachtet ward. Diese Tochter hatte nämlich ein Liebesverhältniß mit einem schwedischen Grafen, Namens Fredrik Renskild, welches der Vater jedoch nicht billigte. Er zwang seine Tochter, den reichen Grafen Byroff, den er ihr schon längst ausersehen, zu heirathen, und verleitete dann diesen mit wahrhaft teuflischer Schlauheit, dem Grafen Fredrik, der sich, wie man glaubte, noch in Venedig aufhielt, nach dem Leben zu trachten. Durch Unkenntniß der Person und durch seinen heimtückischen Schwiegervater irre geleitet, stieß Graf Byroff anstatt des Grafen Fredrik einen Unbekannten nieder, der, wie sich später ergab, ein zum Tode verurtheilter und mehrmals entsprungener Verbrecher war. Die Gemahlin des Grafen Byroff — sie hieß Lauretta — faßte, als derselbe ihr mittheilte, er habe — wie er auch nicht anders glaubte — seinen Nebenbuhler umgebracht, einen solchen Abscheu vor ihm, daß sie in der Nacht entfloh und ihre Zuflucht in einem Kloster suchte, in welchem sie, nachdem sie eine Tochter geboren, starb. Nicht zufrieden,

seine Tochter zu einem verzweifelten Schritte getrieben zu haben, bewog mein würdiger Verwandter auch den Grafen Byroff zur Flucht, nachdem er sich vorher eine Abtretungsurkunde über alle seine Besitzthümer hatte ausstellen lassen, um dieselben, wie er sagte, vor einer etwa durch das Gesetz auszusprechenden Confiscation zu schützen. Nachdem Graf Byroff einige Zeit fort war und Geld von seinem Schwiegervater verlangte, schrieb ihm dieser, der von ihm Getödtete sei der hoffnungsvolle und tugendhafte Sohn eines Senators gewesen, er sei als sein Mörder bekannt und solle sich ja hüten, sich jemals in Venedig wieder sehen zu lassen. Von seinen Besitzthümern könne er übrigens nichts mehr erwarten, weil dieselben zum Besten des Staates eingezogen worden seien. Graf Byroff lebte nun lange in Paris in den ärmlichsten Umständen, kam in den Verdacht, ein politischer Spion zu sein, saß mehrere Jahre in der Bastille gefangen und entkam aus derselben auf eine Weise, über welche ich noch nichts Näheres habe erfahren können. Durch eine wunderbare Fügung des Schicksals kam er später in Deutschland mit seiner, wie ich schon erwähnte, im Kloster gebornen Tochter zusammen, die sich in Folge einer nicht weniger wunderbaren Schickung mit einem Neffen jenes schwedischen Grafen Fredrik Renskild, des Geliebten ihrer Mutter, verheirathet hatte. Diesen Neffen hatte eine geheimnißvoll

That, die, wie er erst nach seiner Rückkehr erfuhr, von seiner Mutter verübt worden, nicht blos aus dem Schlosse seiner Ahnen, sondern auch aus seinem Vaterlande vertrieben, und erst als er mit seiner Gattin, die so wie ihre Mutter ebenfalls Lauretta hieß, und mit dem Grafen Byroff nach Schweden zurückkehrte, klärte sich das langjährige Geheimniß auf, auf welches ich hier weiter nicht näher einzugehen brauche. Schon früher war Graf Fredrik Renskild, der eben so wie seine Schwägerin — und später auch sein Neffe — der katholischen Kirche zugethan war, nach Italien zurückgekehrt, um hier sein Leben zu beschließen, und die Gräfin Renskild, welche sich bis zur Rückkehr ihres Sohnes unter dem geistlichen Beistande einiger frommer Väter die härtesten Büßungen auferlegt hatte, um das von ihr wenn gleich unwissentlich begangene Verbrechen zu sühnen, folgte dem Beispiele ihres Schwagers um so eher, als sie den Anblick ihres zurückgekehrten Sohnes nicht ertragen zu können vermeinte. Sie starb nicht lange nach ihrer Ankunft in einem nicht weit von hier gelegenen Kloster, nachdem sie vorher dem Priester gebeichtet, den ich leider zu spät herbeirufen ließ, um Euch mit Euphemia zu vermählen und der nur auf meine, sich von Jahr zu Jahr verziehende Anwesenheit hier gewartet hat, um mir dies Alles mitzutheilen."

„„So wie oft Unfälle und Leiden in schneller

Folge sich häufen, so ist dies auch oft mit dem Gegentheil der Fall. Kaum hatte mir der würdige Priester diese Aufschlüsse gegeben, denen ich so lange nachgestrebt, so erhielt ich gestern eine offizielle Mittheilung von dem Senate der Republik Venedig, worin derselbe mir meldet, daß sich jetzt nach so langen Jahren durch das Geständniß des eigentlichen Thäters, eines beinahe hundertjährigen Greises, die Unschuld meines Oheims an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen, dessen er überführt erachtet worden und wofür er auf dem Blutgerüste sterben mußte, herausgestellt hat. Der Senat hat demgemäß beschlossen, die zu jener Zeit über das Vermögen meines Oheims verhängte Confiscation wieder aufzuheben und die aus der Veräußerung seiner Besitzthümer und sonst aus seiner Habe erlangten Summen mit Zinsen an seine rechtmäßigen Erben zurückzugeben."

„„Da die einzige Tochter meines Oheims spurlos verschwand und die Regierung der Republik Venedig von der Existenz ihres Kindes nicht die mindeste Kenntniß hat, so bin ich demzufolge als der nächste natürliche Erbe betrachtet und aufgefordert worden, entweder persönlich oder durch einen Bevollmächtigten in Venedig zu erscheinen und mein neues Besitzthum in Empfang zu nehmen."

„„Natürlich kann jetzt, nachdem ich die Gewißheit

erlangt, daß ein näherer natürlicher Erbe als ich zu dem Vermögen meines Oheims vorhanden ist, von einer Besitzergreifung meinerseits keine Rede sein, und ich würde den Grafen Alphons Renskild und seine Gattin sofort schriftlich von diesem unerwarteten Glücksumstande in Kenntniß setzen, wenn mir die Vorsicht nicht geböte, zu diesem Zwecke einen andern Weg einzuschlagen."

„Es ist bekannt und der ehrwürdige Pater hat mich nochmals darauf aufmerksam gemacht, daß die schwedische Regierung den Bestrebungen des Katholicismus, sich wieder festen Fuß in diesem Königreiche zu erobern, entschiedener und schärfer entgegentritt als je. Graf Alphons Renskild wird deswegen von den Behörden schon längst mit argwöhnischem Auge betrachtet und es läßt sich nicht bezweifeln, daß alle Briefe, die auf gewöhnlichem Wege über Stockholm an ihn gelangen, dort erst erbrochen und gelesen werden. Welche Folgen dies für ihn haben könnte, werdet Ihr leicht selbst ermessen."

„Es liegt mir daher daran, diese frohe Botschaft mündlich und durch eine sichere Person überbringen zu lassen. Ich wüßte Niemanden, der dazu geeigneter wäre als Ihr. Die Reise wird Euch einige Zerstreuung gewähren, deren Ihr in Eurem gegenwärtigen Kummer ja so sehr bedürft. Die Rückreise werdet Ihr

wahrscheinlich in Gesellschaft des Grafen Renskild nebst seiner Gattin und seines Schwiegervaters machen, um dann, wenn Ihr zusammen in Venedig angekommen sein werdet, mir nach Neapel zu schreiben, worauf ich mich sofort ebenfalls in Venedig einfinden werde, um vor der Behörde auf das mir zugedachte Erbe zu verzichten und die Gräfin Lauretta Renskild und deren Vater wieder in ihre Rechte einsetzen zu lassen.““

„Ich erklärte dem Grafen sofort, daß ich bereit sei, seinem Wunsche, diese Mission zu übernehmen, nachzukommen, wenn auch weniger in der Absicht, mir Zerstreuung gegen einen Kummer zu bereiten, der niemals verwischt werden könne, als vielmehr um in meinem Dienste den Eifer zu zeigen, den ich einem so großmüthigen Gönner schuldete.

„„Nun gut,““ sagte der Graf, „„so könnt Ihr, wenn Ihr wollt, schon morgen Euch auf die Reise nach Schweden machen.““

„Dies geschah auch. Meine Landreise ging ziemlich glücklich von statten, aber desto unglücklicher die Seereise. Bereits im Angesicht des Hafens litten wir Schiffbruch, aus welchem ich nichts rettete, als das nackte Leben, da sich auch meine ganze Baarschaft bei meinen übrigen mit dem Schiffe untergegangenen Effecten befand. Mich irgend Jemandem zu entdecken und

ihn um ein Darlehn zu bitten, wagte ich in diesem Katholikenfeindlichen Lande nicht, und so habe ich mich zu Fuße pilgernd bis hierher durchgebettelt und, meiner mir vom Schicksale aufgedrungenen Rolle treu, auch am Eingange dieses Schlosses um ein Almosen gebeten, weil ich mich Niemandem entdecken wollte, als den Personen, denen meine Sendung gilt."

Dunkle Wege.

(Fortsetzung.)

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Leser wird leicht ermessen, mit welcher Freude die durch Arouet von dem Grafen Arieno gemachte Mittheilung und Aufforderung von Graf Alphons Renskild und seiner Lauretta aufgenommen ward. Nicht weniger freute sich Graf Byroff, nach so langen Jahren wieder in sein geliebtes Venedig zurückkehren zu können und sich dort wieder in den Genuß seiner Güter eingesetzt zu sehen.

Wohl trauten die Glücklichen anfangs kaum ihren Ohren, als sie die wunderbare Kunde vernahmen, und die äußere Erscheinung des Boten berechtigte, so lange

man nicht wußte, wodurch dieselbe so wenig empfehlend geworden, wohl zu einigem Argwohne, der aber, sobald man Arouet nur wenige Minuten angehört und ihm in sein treues, keiner Verstellung fähiges Auge geblickt, nothwendig verschwinden mußte.

Graf Renskild's Entschluß war schnell gefaßt. Der Verkauf seines Schlosses, wegen dessen er bereits in Unterhandlung gestanden und der, weil der Käufer die geforderte Summe noch etwas zu hoch fand, noch nicht zum Abschluß gediehen war, realisirte sich nun sehr schnell, weil Alphons jetzt, wo seine Gattin in den Besitz eines so bedeutenden Vermögens gelangen sollte, auf einige Reichsthaler mehr oder weniger nicht zu achten brauchte. —

Jacques Perlet seinerseits gerieth vor Freude fast außer sich, als er hörte, daß sein Herr die nordische Heimath, worin es ihm — nämlich Jacques Perlet — niemals recht hatte gefallen wollen, verlassen und seinen fernern Aufenthalt im schönen Süden nehmen werde. —

Wir brauchen wohl nicht erst zu erwähnen, daß Graf Alphons nicht versäumte, den jungen Mann, der um seinetwillen so viele Gefahren und Drangsale ausgestanden, unerwartet der höhern Belohnung, die ihm dafür gebührte, auf das Freigebigste mit Kleidung und Geld zu versehen und wenn gleich Arouets noble Züge und

stattliche Haltung auch in Lumpen dieselben gewesen waren, so bewährte sich doch das Sprichwort: „Kleider machen Leute“, in einiger, wenn auch beschränkter Bedeutung auch hier. Wenigstens erklärte Ulrike, die älteste, gegenwärtig zwölf Jahr zählende Tochter des Grafen Renskild, daß sie noch nie einen so schönen Mann gesehen habe.

Von welchen Folgen dieses anfänglich nur kindliche Wohlgefallen begleitet war, werden wir sogleich sehen. Ehe drei Monate vergingen, war Graf Renskild mit Familie und Schwiegervater, sowie mit Arouet und Jacques Perlet in Venedig angelangt. Graf Arieno fand sich, sobald er davon Kunde erhielt, so schnell als möglich ein, und bei dem Ansehen, in welchem er nicht blos an auswärtigen Höfen, sondern auch bei den höchsten Behörden seines Vaterlandes stand, ward es ihm nicht schwer, die Regulirung dieser Vermögenswiedererstattung so schnell zu Stande zu bringen, als die nothwendig zu erfüllenden Formen es gestatteten.

Den Pallast, welchen Lauretta's Großvater bewohnt, konnte man freilich nicht wieder bewohnen, weil derselbe vom Staate verkauft worden und daher schon längst in fremde Hände übergegangen war. Man mußte sich mit der dafür gelösten Summe begnügen, und Lauretta war es, eben so wie ihrem Vater, gewiß

fermaßen erwünscht, daß es ihnen auf diese Weise unmöglich gemacht ward, Räume zu bewohnen, in welchen das Opfer väterlicher Tyrannei und Habsucht so viel gelitten hatte.

Ueberdies gingen Republik und Stadt Venedig mit immer sichtbareren Schritten ihrem Verfalle entgegen. Der alte, die ganze adriatische Welt überstrahlende Glanz des berühmten Freistaates war erblichen, und wenn man auch damals noch nicht hätte vermuthen sollen, daß sein gänzlicher Untergang schon nach so wenigen Decennien erfolgen werde, so sah jedes den Stand der Sachen überschauende vorurtheilsfreie Auge wenigstens so viel, daß von einer Rückkehr der Tage des alten Ruhmes nicht mehr die Rede sein könne —

Unter solchen Umständen hielt es auch nicht schwer, für die erwähnte Summe einen noch weit umfangreicheren und schöneren Palast käuflich zu bekommen, als der der Grafen Arieno älterer Linie war, denn viele der mächtigsten und angesehensten Geschlechter hatten schon seit Jahren begonnen, ihr Vaterland, in welchem die Aussicht, in der Politik desselben eine größere Rolle zu spielen, mit jedem Jahre sich verminderte, zu verlassen und in anderen italienischen Staaten ihren Wohnsitz aufzuschlagen.

Sowohl Graf Renfild als auch Graf Byroff

war dieser Zustand der Dinge, wie sehr sie auch den Verfall der republikanischen Größe betrauerten, in anderer Beziehung gerade recht. Sie wünschten, fern von allem Geräusch, besonders dem politischen, nur sich und ihren Familien zu leben — ein Wunsch, dessen Ausführung durch öffentliche Zustände, wie die geschilderten, nothwendig begünstigt werden mußte.

So wunderbare und vielfach verschlungene Ereignisse aber auch nöthig gewesen waren, um die uranfänglich weit auseinander gestreuten Menschen, die wir endlich hier bei einander sehen, zusammenzuführen, und so sehr man deshalb auch zu dem Glauben berechtigt gewesen wäre, daß diese Ereignisse nur deshalb stattgefunden hätten, um dieses Beisammensein auch zu einem dauernden zu machen, so zeigte sich dennoch, daß selbst unter diesen durch so viele Leiden und Erinnerungen an einander geketteten Menschen im Laufe der Zeit Meinungsverschiedenheiten hervortraten, welche wiederum eine Trennung veranlaßten.

Wir haben schon vorhin angedeutet, daß Arouet's Erscheinung gleich bei seiner Ankunft in Schweden auf Ulrike's kindliches Herz einen Eindruck gemacht hatte, der sich nicht wieder verwischen sollte. Arouet erhielt von dem Grafen Arieno, namentlich aber auch von den Grafen Renskild und Byroff, für den ihnen mit Lebensgefahr geleisteten wichtigen Dienst eine so

bedeutende Summe zum Geschenk, daß er dadurch in den Stand gesetzt ward, sorgenfrei zu leben, besonders, da ihm kurze Zeit darauf in Folge des Todes einer seiner mütterlichen Verwandten eine ebenfalls nicht unbedeutende Erbschaft zufiel. Seine Eltern waren, wie ihm gleich nach seiner Ankunft in Venedig Graf Arieno von Neapel aus geschrieben, schon vor mehrern Monaten gestorben.

Trotz seines nun völlig unabhängigen Lebens blieb Arouet fortwährend treuer Freund und Mitarbeiter des Grafen Arieno in dessen Eigenschaft als Naturhistoriker und fast täglicher Gast in dem Hause des Grafen Renfkild, der die mit jedem Tage deutlicher hervortretende Zuneigung seiner ältesten Tochter zu dem jungen Franzosen nicht ungern sah. Freilich war er nicht darauf gefaßt und hätte wohl auch nicht gewünscht, daß die beiden jungen Leute durch dieses Verhältniß zu einem Schritte veranlaßt werden sollten, der mit seinen Ansichten durchaus nicht übereinstimmte. —

Aus Arouet's von ihm selbst erzählter Lebensgeschichte wird der Leser schon abgenommen haben, daß der ehemalige Abbé, eben so wie seine geliebte Euphemia dem römischen Cultus durchaus nicht mit sonderlichem Eifer zugethan waren, wozu die Härte, mit welcher man Beide hatte zwingen wollen, ihr Leben dem

Dienste der Kirche zu opfern, ebenfalls das Ihre beigetragen haben mochte, und gerade der Umstand, daß Ulrike von Jugend an ganz im Gegensatze zu ihren übrigen Geschwistern so wie zu ihren Eltern und ihrem Großvater einen entschiedenen Widerwillen gegen die Ceremonieen des katholischen Ritus an den Tag gelegt hatte, mochte Arouet in der Erinnerung an Euphemia — mit welcher Ulrike auch körperlich große Aehnlichkeit hatte — bewogen haben, sein Auge mit besonderem Wohlgefallen auf ihr ruhen zu lassen.

Während seines, wenn auch nur kurzen Aufenthaltes in Schweden hatte das Wesen des Protestantismus, sowie der einfach würdige Gottesdienst desselben, dem er in der nahen Dorfkirche einige Male beigewohnt, einen erhebenden Eindruck auf ihn gemacht. —

Je mehr er über den Unterschied der beiden Bekenntnisse nachdachte, desto mehr fühlte er sich zu dem letzteren hingezogen, und er freute sich daher innig, in Ulriken eine verwandte Seele zu finden, die, so wie sie älter und urtheilsfähiger ward, mit seltener Geistesschärfe ihn oft auf Blößen in dem Lehrgebäude des Katholicismus aufmerksam machte, welche ihm zur Zeit selbst noch entgangen waren.

Hierzu kam noch, daß Ulrike, trotz der Zauberwelt Italiens, sich dennoch fortwährend unter ihren nordi-

schen Himmel zurücksehnte, der rein und klar war, wie ihr vorurtheilsfreier Verstand. Auch Arouet hatte sich noch auf keinem Punkte der Erde so frei und behaglich gefühlt, als auf schwedischem Boden, wo er dem Bereiche so vieler ihm verhaßt gewordener Verhältnisse und Zustände vollkommen entrückt war und wo überdies das durch Celsius, Stobäus, Rudbeck und vor Allem durch Linné mit mächtigem Hauche belebte und aufblühende Studium der Naturwissenschaften ihn gewaltig anzog. So wenig nun auch, wie wir bereits angedeutet, dem Grafen Renskild und seiner Gattin das immer bestimmter sich gestaltende Verhältniß ihrer Tochter Ulrike zu Arouet entgangen war und so wenig diese beiden Letztern aus ihrer religiösen Richtung ein Hehl machten, so ward doch das gräfliche Ehepaar ein wenig überrascht, als eines Tages Arouet und Ulrike Hand in Hand vor sie traten und sie nicht blos um Einwilligung zu ihrer ehelichen Verbindung, sondern auch zu ihrer Uebersiedelung nach Schweden baten, um dort ungestört ihrer Liebe und dem Bekenntnisse, welches sie einmal für wahr erkannt, leben zu können. —

So schmerzlich berührt sich auch die beiden Eltern durch dieses an sie gestellte Verlangen fühlten, so sahen sie doch ein, daß ihnen, wenn sie den wahren Frieden ihrer Kinder so wie ihren eigenen erhalten wollten,

nichts übrig bliebe, als den Willen der jungen Leute zu thun. —

Ulrike erhielt demgemäß von ihrem Vater einen standesgemäßen Brautschatz, mußte sich aber dagegen durch eine Urkunde verbindlich machen, allen ferneren Erbansprüchen zu Gunsten ihrer Geschwister zu entsagen, weil es Graf Renskild nicht mit seinem Gewissen vereinbaren zu können glaubte, wenn er diese Tochter, die er doch als eine Abtrünnige betrachten mußte, ihren übrigen Geschwistern gleichstellte.

Weinend und mit den innigsten Gefühlen des Dankes nahm das verlobte Paar, welches auch seine Vermählung erst in der neuen Heimath und nach bewirktem Uebertritte zur protestantischen Kirche feiern wollte, von Eltern und Wohlthätern Abschied und eilte, dem unwiderstehlichem Drange des Herzens folgend, dem fernen Norden zu.

In Stockholm nahmen die Neuvermählten ihren Wohnsitz, wo es Arouet bald gelang, sich durch mehrere ausgezeichnete literarische Werke in dem von ihm einmal zur Lebensaufgabe erwählten Studium der Naturwissenschaften hervorzuthun.

Erst spät waren ihnen Elternfreuden beschieden. Ein Jahr vor dem Ausbruche der großen französischen Revolution gebar Ulrike einen Sohn, dessen Bekanntschaft der Leser schon längst gemacht hat. Es war

unser Autor, der Freund des Doctor F***, den wir, trotz seiner mannichfaltigen Kenntnisse und Fertigkeiten, und trotz seines vielbewegten, erfahrungsreichen Lebens, als ein Opfer der bittersten Armuth kennen gelernt. —

Arouet gab seinem Sohne die Erziehung, die man von einem so gebildeten und aufgeklärten Manne erwarten konnte, und da, trotzdem daß ein Erbtheil von mütterlicher Seite nicht ferner zu hoffen war, Arouet's Vermögen immerhin ein bedeutendes genannt werden mußte, so würde Jeder, der ihn und seine Verhältnisse kannte, seinem Sohne eine glückliche Zukunft prophezeiht haben. Leider aber sollte es anders kommen. —

Arouet hatte im Laufe der Zeit die Bekanntschaft eines Londoner Kaufmanns gemacht, der ihn schon mehrmals hatte veranlassen wollen, einen Theil seines Vermögens in gewissen Spekulationen, die er ihm näher bezeichnete, anzulegen. Ulrike aber, die, wie die meisten Frauen, in Geldangelegenheiten ängstlich war, hatte ihm immer wieder davon abgeredet und ihn ermahnt, sich, anstatt etwas auf's Spiel zu setzen, lieber mit dem sichern Ertrage ihres Vermögens zu begnügen, welches ihnen ja die Befriedigung aller ihrer gewohnten Wünsche und Bedürfnisse gestattete.

Als Arouet's Sohn fünfzehn Jahre alt war,

starb Ulrike und es dauerte nicht lange, so lieh der nun seines besten Freundes beraubte Gatte dem Versucher, der nur auf diesen Augenblick gewartet zu haben schien, um seine Zuflüsterungen zu erneuern, abermals sein Ohr. Er ließ sich von ihm überreden, ihm einen Theil seines Vermögens anzuvertrauen. Nur wenige Wochen vergingen, so traf die sichere Nachricht ein, daß das mit diesem Gelde befrachtete Schiff untergegangen war.

„Il faut corriger la fortune," meinte der Versucher, indem er zugleich den Plan zu einer neuen Spekulation vorlegte, die, wie er sagte, ganz gewiß gelingen und den erlittenen Schaden doppelt und dreifach wieder ersetzen müsse. Arouet opferte, wie ein verzweifelter Spieler, seine letzte Habe, um entweder wieder reich oder ein Bettler zu werden.

Er ward das Letztere. Zum Glück für ihn überlebte er seinen Ruin nicht lange. Er starb und hinterließ seinem Sohne nur so viel, als zur Befriedigung seiner nothwendigsten Bedürfnisse bis zur Beendigung seiner Studien gehörte.

Wir haben schon früher gesehen, daß es diesem jungen (jetzt alten) Manne nicht gelungen war, sich eine feste Existenz zu gründen. Wohl wußte er, daß von den Geschwistern seiner Mutter in Venedig noch einige lebten, aber er war zu stolz, sich an diese zu

wenden, und überdies hatte er auch erfahren, daß in ihren Händen das väterliche Erbe ebenfalls bedeutend geschmolzen war.

Er war verheirathet gewesen, aber sein Weib war längst gestorben, und die einzige Tochter, die ihm geboren und die durch ihre ausgezeichnete Schönheit die Gattin eines reichen und angesehenen Mannes geworden war, hatte, wie wir wissen, seine Bitte um Unterstützung unberücksichtigt gelassen.

Somit sind wir wieder auf dem Punkte angelangt, auf welchem wir standen, ehe wir die nun beendete Geschichte der Herkunft unseres Autors begannen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

„Herr, dunkel sind Deine Wege!“ rief der Autor, als er, nachdem er seinem Freunde, Doctor F***, die letzte Unterredung der bösen Geister Nachab und Belphegor vorgelesen hatte, wieder allein in seinem kleinen Stübchen saß und ungestört seinen Gedanken nachhing, die, wie dies gewöhnlich der Fall war, sich zuletzt der Betrachtung seines verfehlten Lebens zuwendeten.

„Ja, dunkel sind Deine Wege, Herr!“ wiederholte er, indem er sich langsam auskleidete, um sich zur Ruhe zu legen.

Sein Schlaf war gewöhnlich unruhig und — wie dies bei einem so phantasiereichen Gemüthe nicht anders sein konnte — oft von wilden Träumen bewegt. Diese Nacht war das Gegentheil der Fall. Er schlief sanft und ununterbrochen, bis am andern Morgen die Sonne

schon am Himmel stand, und erwachte gestärkt und munter, und fühlte sich, wie er sich lange nicht gefühlt.

Es war ihm zu Muthe, als ob ihm ein unerwartetes Glück begegnen müsse, und als, während er noch bei seinem bescheidenen Frühstück saß, rasch an die Thür gepocht ward, war er, er wußte selbst nicht wie, fest überzeugt, daß der Eintretende unmöglich eine Unglücksbotschaft bringen könne.

Er hatte sich nicht getäuscht.

Der Eintretende war ein Commis aus einem Handelshause, welches bedeutende Geschäfte nach Italien machte. Er wünschte freundlich guten Morgen, überreichte dem Autor einen Brief und entfernte sich dann eben so rasch, als er gekommen war.

Mit bebender Hand entsiegelte der Autor das Couvert und zog den Brief heraus. Derselbe war in italienischer Sprache geschrieben und lautete wie folgt:

„Lieber Cousin!

„Ganz zufällig höre ich von einem Reisenden, der Gelegenheit hatte, Ihren Wohnort zu passiren und von Ihnen zu hören, daß Sie, mein einziger noch lebender Verwandter, trotz Ihrer ausgezeichneten Kenntnisse, sich in den dürftigsten Umständen befinden. Ich könnte Ihnen zürnen, daß Sie sich nicht schon längst an mich gewendet, da Sie doch ganz gewiß wissen, daß hier

mehrere Verwandte von Seiten Ihrer Mutter wohnen oder doch gewohnt haben, aber ich weiß, das Unglück macht edle Seelen stolz, und deshalb schweige ich davon.

„Ich bin von sämmtlichen Kindern und Enkeln des Grafen Alphons Renfkild noch der einzige am Leben, nämlich der Sohn seines jüngsten Sohnes, aber auch bereits ein hoher Funfziger, und da ich unvermählt bin, so wird das Geschlecht mit mir erlöschen. Das der Grafen Arieno ist mit dem Tode des würdigen Mannes, welcher unsere Großmutter und deren Vater wieder in seine Rechte einsetzte, und der vor langen Jahren im hohen Greisenalter ebenfalls unvermählt starb, bereits erloschen.

„Wir sind somit die noch einzigen überlebenden Glieder einer Familie, deren Geschichte eine so wunderbare und romanhafte gewesen ist, und es liegt mir, da ich durch keinerlei anderweite Rücksichten gehindert bin, ob, das von unserm Großvater an Ihrer Mutter begangene Unrecht wieder gut zu machen.

„Sie werden von Ihren Eltern oft gehört haben, daß Ihre Mutter bei ihrer Verheirathung allerdings eine bedeutende Mitgift erhielt, dagegen aber, weil sie nebst ihrem Gemahl zur protestantischen Kirche überging, von dem weit bedeutenderen Erbe ausgeschlossen ward — ein Unrecht, welches sich nur durch den Fana-

tismus eines Neubekehrten erklären läßt, und wozu wohl auch die Einflüsterungen der Priester, in deren Händen sich unser Großvater befand, viel beigetragen haben mögen.

„Jetzt sind glücklicher Weise die Zeiten vorüber, wo das religiöse Bekenntniß Eltern und Kinder, und Kinder und Eltern oder sonstige Verwandte, von einander scheiden könnte, und ich glaube es der Ehre unserer Familie schuldig zu sein, wenn ich die geeigneten Schritte thue, um das Unrecht unseres in dieser Beziehung schwer irrenden Großvaters zu sühnen.

„Wie ich höre, stehen Sie ganz allein und unabhängig, und Ihre Tochter hat sich gegen Sie so gezeigt, daß Sie in Ihrem guten Rechte sind, wenn Sie sich eben so von ihr abwenden, wie sie sich von Ihnen abgewendet hat. Kommen Sie zu mir nach Venedig! Ich wohne ganz allein mit einem wenig zahlreichen Haushalte von Dienern, in einem Palaste, welcher hundertmal größer ist, als er für zwei bejahrte und zurückgezogen lebende Männer, wie wir, zu sein brauchte. Sie finden bei mir eine der reichhaltigsten Bibliotheken und die unbedingt größte Sammlung von physikalischen Instrumenten und Apparaten, welche unsere Stadt aufzuweisen hat. Sie sind, wie mir bekannt geworden, ein Kenner vieler Sprachen, und ebenso wie Ihr seliger Vater ein Freund der Naturwissenschaften, und in beiden

Beziehungen werden Sie bei mir die Mittel zu den interessantesten Studien finden.

„Sollte der Tod mich eher aus diesem irdischen Leben abrufen als Sie — was jedoch nicht wahrscheinlich ist, da ich meiner Berechnung nach wenigstens zehn Jahre jünger bin, als Sie, und mich der rüstigsten Gesundheit erfreue — so sind Sie mein nicht blos natürlicher, sondern auch durch mich erwählter Erbe.

„Also eilen Sie zu mir; ich erwarte Sie mit kindischer Freude. Zur Bestreitung Ihrer Reisekosten lege ich hier eine Anweisung auf das Handelshaus bei, dnrch welches Ihnen dieser mein Brief zugehen wird. Sollten Sie Schulden zu bezahlen oder sonst noch andere Ausgaben zu machen haben, so erheben Sie bei der erwähnten Firma, die ich deshalb bereits mit Auftrag versehen habe, was Sie brauchen.

„Mit brüderlicher Liebe und in der Hoffnung auf baldiges Schauen von Angesicht zu Angesicht

„Ihr

„treuer Freund und Cousin
„Francesco Renfkild.“

„Herr, dunkel und wunderbar sind Deine Wege!“ rief der Autor abermals, als er diesen Brief gelesen, und er vergaß jetzt nicht, nach den Worten der Schrift

noch — was er gestern Abend nicht gethan, hinzu zu setzen: „Aber Du führest Alles herrlich hinaus!“

Doctor F*** erstaunte nicht wenig, als er seinen Freund, der seit Monaten aus bekannten Gründen sein Zimmer nicht verlassen, bei sich eintreten sah.

Mit wenigen Worten erzählte ihm der Autor die plötzliche und glückliche Wendung, die in seinen Verhältnissen eingetreten war; dagegen bedurfte es mehrerer auf einander folgender Abende, um Doctor F*** so gründlich und umständlich in die Familiengeschichte des Autors einzuweihen, wie es der Leser durch unsere Mittheilung bereits geworden ist.

„Wunderbar, in der That sehr wunderbar und seltsam,“ sagte Doctor F***, als sein Freund mit seiner Erzählung fertig war. „Die Offenheit, mit der Sie, lieber Freund, mir Ihre Familiengeheimnisse erschlossen haben, verlangt von mir ein Gleiches, und obschon ich Ihnen keine so unterhaltenden Abenteuer versprechen kann, so werden Sie doch ganz gewiß nicht ohne Theilnahme einige Episoden aus der Familiengeschichte eines Mannes hören, von dessen Freundschaft Sie gewiß

überzeugt sind, und der Ihren Weggang auf's Innigste betrauert."

„Wie könnten wir die wenigen Abende, die bis zu meiner Abreise uns noch übrig bleiben, besser verbringen, als durch Mittheilungen, die nur dazu dienen können, das Bild, welches wir von einander im Herzen tragen und wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen mit hinwegnehmen, zu vervollständigen," sagte der Autor.

Doctor F*** begann demgemäß noch an demselben Abende die nachfolgende Erzählung, die wir so mittheilen, wie sie später von dem Autor in seinen Mußestunden zu Venedig niedergeschrieben ward.

Ein Frauenherz.

Erstes Kapitel.

Margarethe von Ehrenstein war achtzehn Jahre alt, als sie im Frühling eines der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts die düstere Einsamkeit des Dorfes Madäng verließ, um das prächtige Schloß ihrer Ahnen zu bewohnen, welches in einer der schönsten Gegenden Östgothlands lag.

Dieses Schloß war damals die Wohnung ihres Onkels, des Freiherrn Claes Ehrenstein, des letzten männlichen Nachkommen eines alten Hauses, in dessen Person der männliche Stamm der Familie erlosch.

Claes Ehrenstein war als jüngster Sohn der Familie frühzeitig in Militairdienste getreten, und hatte sich seinem Berufe mit solchem Eifer gewidmet, daß

ihn niemals der Wunsch, sich mit einer Person vom schönen Geschlechte zu verbinden, von seinen Pflichten als Militair abwendig machte. Wahrscheinlich hielten ihn sein geringes Erbtheil und noch mehr die Verheirathung seines Bruders, der schon mehrere Kinder hatte, ab, sich Versuchungen auszusetzen, die in der Regel unwiderstehlich sind.

So viel ist wenigstens gewiß, daß Oberst Ehrensten sich einer Art Misanthropie gegen die Damen beschuldigen ließ, bis sein Neffe, ein hoffnungsvoller Jüngling von sechzehn Jahren, ihn durch seinen Tod zum Erben des Namens und des großen Reichthums der Familie machte.

Zum ersten Male in seinem Leben bereuete jetzt Oberst Ehrensten, unverheirathet geblieben zu sein, weil aller Wahrscheinlichkeit nach der Name des Hauses, dessen einziger Träger er in Gemeinschaft mit seiner Nichte noch war, mit ihm unterging.

Er besann sich jetzt, daß sein Bruder Jakob ihn auf seinem Sterbebette zum Vormund seiner Kinder ernannt hatte; so lange aber der junge Göran lebte, war Margarethe, seine Schwester, eine viel zu unbedeutende Person, als daß sie seine Aufmerksamkeit hätte erregen und ihm den Wunsch einflößen können, sie der Pflege ihrer mütterlichen Tante, der Baronin Christina Lagercron, zu entziehen, obschon er dieser Dame einen

sehr häßlichen Charakter zutraute, und beinahe überzeugt war, daß sie im Stande sei, die besten Eigenschaften ihrer Nichte zu verkehren.

Oberst Ehrensten hatte eben sein sechszigstes Lebensjahr angetreten, als der Tod des jungen Freiherrn ihn in den Besitz eines bedeutenden Reichthums und des damit verbundenen Einflusses brachte.

Er hatte beinahe sein ganzes Leben lang unbeachtet und fast in Dürftigkeit gelebt. Die Ungerechtigkeit und das Mißtrauen, von denen er sich seither umgeben gesehen, hatten ihn in gewissem Grade zum Menschenfeinde gemacht, und jetzt, als er reich geworden, bemerkte er bald, daß der arme Offizier, der überall eine geringschätzende Behandlung erfahren, plötzlich, sobald er sich in einen reichen Gutsbesitzer verwandelt hatte, mit der kriechendsten Demuth und Schmeichelei fetirt ward.

Indessen erlaubte ihm sein gesunder Verstand nicht, zu glauben, daß er plötzlich aus einem mittelmäßigen Geschöpf eine Person von überschwenglichem Verdienst geworden sei, weil er Millionen besaß, und obgleich er schon als Fähnrich viel Geschichten über die Glücklichen, welche das Schicksal begünstigte, hatte erzählen hören, so besaß er doch zu viel Scharfsinn, um nicht zu fühlen, daß diese Huldigungen mehr seinem Range als seiner Person dargebracht wurden, und daß nichts ihn vor dem Spotte schützen würde, mit welchem

sich die Armuth rächt, wenn sie sich so zeigt, daß sie diesen Spott verdient.

Diese Ueberzeugung brachte auf seine unruhige und unzufriedene Stimmung gerade die entgegengesetzte Wirkung von dem hervor, was man in der Regel zu sehen pflegt. Er ward der Welt gegenüber nur um so schüchterner und verlegener, und mit sich selbst unzufriedener. Ohne seine Anhänglichkeit an seinen Namen hätte man darauf wetten können, daß Oberst Ehrenstein bei dem Könige das Gesuch angebracht hätte, ihm einen Reichthum abzunehmen, der in bessere Hände als in die seinigen gelegt werden könnte.

Aber Oberst Ehrenstein glaubte aus Stolz, er dürfe sich nicht eines Jota von dem entäußern, was ihm einmal gehörte, und er entschied sich daher, den Titel des Erben einer Familie, welcher seiner Ansicht nach keine andere des Landes gleich kam, auf würdige Weise aufrecht zu erhalten.

Er hielt daher, dem auf Schloß Ehrenstein eingeführten Gebrauche gemäß, seine Empfangstage, gab seinen Nachbarn große Diners, obschon mit Widerwillen, und zeigte sich wohlthätig, aber auf etwas schroffe und rauhe Weise.

Dabei dachte er aber immer mit Bedauern an die glückliche Zeit, wo er als pensionirter Oberst thun konnte, was ihm gut dünkte, und den größten Theil seiner

Zeit, wenn das Wetter schön war, im traulichen Gespräch mit einigen anderen alten Militairs im Thiergarten zu Stockholm verschlendern.

Oberst Ehrensten sagte oft während seiner häufigen Anwandlungen von übler Laune, daß die Frauen mehr Unheil anrichteten, als jemals die Büchse der Pandora enthalten habe. Dies hielt ihn jedoch nicht ab, sich in Gedanken ein wenig mit den heirathsfähigen Fräuleins seiner Nachbarschaft zu beschäftigen, welche, trotz ihres Widerwillens gegen alte Männer, dennoch diesem schmeichelten, in der Hoffnung, daß er ihnen sein Herz und seinen Reichthum anbieten werde.

Ebenso dachten auch alle Mütter der Umgegend an ihn und sahen in ihm einen sehr passenden Mann für irgend eine ihrer Töchter, denn sie wußten wohl, daß der Wunsch, seinen beinahe erloschenen Stamm zu erhalten, ihn geneigt machen würde, eine passende Heirath einzugehen.

In der That fragte er sich, ob er nicht wohlthun würde, seinen Meinungen und seiner Freiheit zu entsagen, um der Möglichkeit willen, einem alten und berühmten Geschlechte einen Erben zu geben.

Wer Oberst Ehrensten's unzufriedene Gemüthsart und seine Meinung, daß der Junggesellenstand über Alles gehe, in's Auge gefaßt, wird ihn wegen des Opfers, welches er zu bringen beabsichtigte, nur um so höher achten.

Allerdings ließ ihn sein Aeußeres gerade nicht als einen sehr annehmbaren Heirathscandidaten erscheinen. Seine von Natur harten Züge waren durch Feldzüge und Kriegsstrapazen gebräunt und verwittert. Bei der Erstürmung einer Schanze hatte er ein Auge verloren und zugleich einen Schuß in die Schulter bekommen, wodurch er genöthigt worden war, den Dienst zu verlassen. Er hatte demgemäß zu viel vom Veteranen an sich, als daß es ihm hätte einfallen können, sich ein jugendliches Air zu geben; auch konnte der arme Oberst sich niemals in einem Spiegel sehen, ohne an das gänzliche Erlöschen des Namens seiner Familie zu denken.

Man kann voraussetzen, daß die Art und Weise, wie er von den Frauen dachte, nicht eben zur raschen Ausführung seines Planes beitrug, künftig in ihrer Gesellschaft zu leben. Wie alle Männer, die gewohnt gewesen sind, nur gefallene oder wenigstens galante Frauen zu sehen, wußte er nicht den Unterschied zu machen, der zu machen ist. Er betrachtete sie im Allgemeinen blos als Harpyen, welche jedes Lebensglück vernichten oder wenigstens stören, und nicht als die liebenswürdigen Genossinnen des häuslichen Glückes.

Oberst Ehrenstein zitterte vor dem Gedanken, aus eigennützigen Beweggründen geliebkos't oder auf geschickte Weise durch eine Falsche betrogen zu werden,

welche sich an seine üble Laune zu gewöhnen schiene, um seinen Reichthum desto besser zu genießen. Er fürchtete, eine Frau zu bekommen, die sich nie dazu verstanden haben würde, den Namen einer Oberstin Ehrensten anzunehmen, wenn sie nicht zugleich gehofft hätte, nach seinem Tode als reiche junge Witwe erst recht eine Rolle zu spielen.

Allerdings ist der Fall nicht selten da gewesen, daß solche alte Knaben, denen es Mühe gekostet, ihre grauen Haare mit Hymens Rosen zu schmücken, nach ihrer Meinung sehr glückliche Ehemänner geworden sind. Oberst Ehrensten jedoch war weit entfernt zu glauben, daß dies möglich sei, und behauptete starr und steif, daß von den Leiden, die man in dieser Welt zu ertragen habe, die meisten durch die Frauen herbeigeführt würden.

Wenn er mit anderen alten Junggesellen dieses Thema discutirte, sprach er es kühn aus, daß er mit Ausnahme der ruhmvollen Wunden, auf die er stolz war, an seiner Person keinen Fehler und in seinem ganzen Leben kein Unglück erfahren habe, was er nicht diesem hassenswerthen Geschlechte zu verdanken hätte.

So brachte er zum Beispiel sein Asthma auf Rechnung seiner Großmutter, die an dieser Krankheit gestorben war. Die Familie seiner Mutter hatte ihm die Gicht vererbt, und eine hysterische Tante hatte ihm

einen Hang zur Trägheit eingehaucht, dessen er sich blos hatte entschlagen können, um ein unverbesserlicher Starrkopf zu werden. Auch beklagte er sich über seine Schwägerin, welche ihren Gemahl zu vielen unnöthigen Ausgaben verleitet, und das stattliche Schloß Ehrenstein entwürdigt hatte, weil sie es nach ihrem Geschmacke einrichten und, wie sie sich ausdrückte, bewohnbar machen wollte. Ebenso hatte sein Neffe das Leben durch eine Brustentzündung verloren, die er sich zugezogen, weil er zu viel mit einer kleinen Kokette getanzt, welche ihn zu angeln gehofft.

Auf diese Betrachtungen des guten Obersten Ehrenstein folgten allemal Klagen darüber, daß man nicht ohne Frauen leben könne, obschon dieselben wahre Teufel seien.

Während er sich auf diese Weise mit Heirathsgedanken und seiner vermeinten Pflicht, ein solches Bündniß einzugehen, herumschlug, fiel ihm plötzlich ein, daß er Gefahr lief, seinen Frieden und seine Freiheit zu opfern, ohne deswegen die Fortdauer seiner Familie zu sichern. Es war ja möglich, daß ihm seine Gattin gar keine Kinder oder auch nur Mädchen schenkte, In dem letzten Falle jedoch konnte er durch das Ritterhaus bewirken, daß der Familienname und Titel auf den noch nicht geborenen Sohn einer seiner Erbinnen übertragen ward.

Oberst Ehrensten besaß gerade keine glänzende Combinationsgabe, indessen fand er es, indem er diese Gedankenreihe weiter verfolgte, doch etwas unwahrscheinlich, daß er Enkelkinder erleben würde, und dann fiel ihm ein, daß er der Tochter seines Bruders seinen Titel ja eben so gut schenken könne, als seiner eigenen, und da Margarethe Ehrensten schon in heirathsfähigem Alter stand, so konnte er hoffen, das Geschlecht der Ehrensten nach dieser Seite hin, wenn auch nur gewissermaßen halb, fortgepflanzt zu sehen.

So oft er auf dieses Kapitel zurückkam, schien ihm die Sache immer zweckmäßiger und thunlicher, und er bekam Lust, die Bekanntschaft der Person zu machen, welche er jetzt als seine präsumtive Erbin betrachtete, indem er sie einlud, ihn zu besuchen.

Dadurch band er sich auf keinerlei Weise, denn es stand ihm jederzeit frei, sie wieder fortzuschicken, wenn ihre Gesellschaft ihm unbequem ward, ein Vortheil, den er nicht hatte, wenn er eine Frau nahm. Ueberdies stand auch mit gutem Grunde zu vermuthen, daß die Erbin der Ehrensten's sehr bald einen Mann finden werde, der unternehmend genug wäre, um den guten Onkel der peinlichen Mühe zu überheben, ein großes Vermögen und eine hübsche Nichte zu hüten.

Jedoch, Oberst Ehrensten war vom Schicksale einmal verdammt, mit den Damen fortwährend in

Schwierigkeiten zu gerathen. Die Höflichkeit verlangte, daß er, wenn er seine Nichte einlud, ihn auf einige Zeit zu besuchen, seine Einladung auch auf ihre Tante erstreckte, die nicht verheirathet war, und bei welcher Margarethe seit dem Tode ihrer Eltern wohnte.

Die Gesinnungen, welche alte Junggesellen gegen alte Jungfern hegen, haben viel Aehnliches mit der Freundschaft zwischen Hunden und Katzen, und so war auch Oberst Ehrensten von einer fast kriegerischen Feindseligkeit gegen Christina Lagercron beseelt. Alle, die sie näher kannten, erzählten ihm Uebles von ihr, und er war fest überzeugt, daß sie in ihrer Jugend einen sehr leichtfertigen Lebenswandel geführt hatte. Uebrigens, da sie die Schwester einer gewissen Honorine Ehrensten war, gegen welche er eine heftige Antipathie besaß, obschon er sie in seinem Leben nur ein einziges Mal gesehen, so war es ihm rein unmöglich, sich mit ihr zu vertragen.

Er stand gern zeitig auf und verabscheuete alle Bücher, mit Ausnahme derjenigen, welche die Lebensgeschichte des Marschalls von Sachsen oder die Feldzüge des Herzogs von Marlborough enthielten; seine körperlichen Gebrechen verlangten, daß seine Zimmer immer sehr warm gehalten wurden, und sein Hauptvergnügen bestand darin, nach dem Essen eine Partie Puff zu spielen.

Fräulein Christina dagegen hätte ganz gewiß zu der Stunde zu speisen verlangt, wo er sich gewöhnlich zur Ruhe zu legen pflegte, oder sie würde ihn gebeten haben, den ganzen Abend mit ihr herum zu spazieren, und das Klappern der Würfel und Steine würde ihr ohne Zweifel Vapeurs zugezogen haben.

Oberst Ehrensten sah nur Ein Mittel, der Unannehmlichkeit, Fräulein Christina ebenfalls mit einladen zu müssen, zu entgehen, und dieses Mittel bestand darin, daß er sein Schloß verließ und eine ganz kleine Wohnung in einem nahe gelegenen Badeorte miethete, die nur eben Raum genug bot, um ihn und Margarethen zu beherbergen. Dann konnte er sich bei Fräulein Christina mit Mangel an Platz und mit seiner Kränklichkeit entschuldigen, die ihn abhielte, das Vergnügen ihrer Gesellschaft zu genießen.

Nachdem er sich dies Alles reiflich überlegt, ließ er folgenden Brief nach Madäng abgehen:

„Liebe Nichte!

„Ich habe bis jetzt noch versäumt, Dir mein Beileid über den Tod unseres armen Göran zu bezeigen, den ich sehr bedauere. Er war ein sehr guter Junge, der den Namen der Familie, welcher jetzt in ziemlich trauriger Weise aufrecht gehalten wird, gewiß mit Ehren geführt haben würde. Wenn er noch lebte, so brauchte

ich mir um Deinetwillen keine Mühe zu machen, denn die Verwaltung eines so ungeheuren Gutes ist eine ziemlich schwierige Aufgabe, der ich durchaus nicht gewachsen bin.

„Ueberdies bin ich auch alt und kränklich, was mich oft mißmuthig und verstimmt macht; wenn Du aber glaubst, daß Dir ein Besuch bei mir nicht zu viel Ueberwindung kostet, so wäre es mir lieb, Dich einige Monate hier zu haben, obschon ich Dich seit Deiner Taufe nicht wieder gesehen habe. Ich hatte mich schon vorher dazu verstanden, bei Dir Pathenstelle zu vertreten, weil ich hoffte, daß Du ein Junge sein würdest, und als Du einmal da warst, konnte ich doch mein Wort nicht gut wieder zurücknehmen.

„Empfiehl' mich Deiner Tante Christina. Ich hoffe, daß sie Dir eine gute Erziehung gegeben und Dich nicht etwa auf falsche Wege geleitet hat. Ich hätte sie sehr gern ebenfalls bei mir gesehen; da aber in meinem alten Schlosse gegenwärtig eine Menge Reparaturen ausgeführt werden müssen, hätte ich nicht einmal ein anständiges Zimmer für sie. Ich habe blos ein einziges warmes und bequemes Zimmer, in welchem ich mich immer aufhalte, und die Gesellschaft meiner Nachbarn ist eine sehr langweilige. Da übrigens diese Gegend Deiner Mutter immer mißfallen hat, welche sagte, daß sie sich in ihrem Leben nicht daran gewöhnen

könne, so wird Deine Tante ohne Zweifel derselben Ansicht sein.

„Wenn der arme Göran am Leben geblieben wäre, so hätte er es gewiß neu erbaut. So lange, als ich, der ich der letzte Ehrensten bin, lebe, wird es wohl halten, und wir werden daher mit einander fallen.

„Ich glaube, Du wirst wohl bald einen Mann finden, denn Dein Vermögen ist für Dich allein zu bedeutend, selbst wenn ich Dir das meinige nicht hinterließe, was so spät als möglich geschehen wird. Indessen muß man sich doch gefaßt machen und sich so gut als möglich vertheidigen, wenn man merkt, daß einem das Kriegsglück untreu wird.

„Damit verbleibe ich

„Dein
„wohlaffectionirter Onkel
„Clas Ehrensten,
„K. Oberst."

In dem geringen Maße von Glück, dessen sich Christina von Lagercron erfreuete, nahm die Gesellschaft ihrer Nichte Margarethe den ersten Platz ein. Diese hatte sie wieder mit dem Leben ausgesöhnt, welches ihr vorher blos wie eine entsetzliche Wüste vorkam.

Die Aufgabe, den Geist ihrer Nichte zu bilden und ihre Manieren zu formen, trug sehr viel dazu bei,

die schwarze Melancholie zu zerstreuen, deren Ursache Niemand zu errathen vermochte, und welche endlich vollständig in das ausartete, was die Engländer mit dem Ausdrucke Spleen bezeichnen.

Obschon aber eine alte Jungfer, und folglich eben nicht glücklich, besaß Fräulein Christina nicht genug Egoismus, um sich dem zu widersetzen, was zum Vortheil ihrer Nichte gereichen mußte, welche sie daher auch aufforderte, der Einladung ihres Vormundes zu folgen. Sie sah sogar mit Vergnügen, daß dieser sich endlich dazu bequemte, seine Pflicht zu erfüllen, und obschon sie früher in der Welt erfahren hatte, daß das wahre Glück nicht immer mit dem Reichthume Hand in Hand geht, so fand sie es dennoch ganz in der Ordnung, daß der Oberst daran dachte, seine Nichte in die Stellung einzuführen, welche der Erbin der Ehrenstens und Lilienerons gebührte.

Uebrigens hatte sie ihre Trennung von ihrer liebenswürdigen Pflegetochter schon lange vorhergesehen. Ihr stilles Haus war, obschon für die geistige und körperliche Erziehung eines jungen Mädchens ganz passend, doch nicht für eine aufblühende Jungfrau geschaffen, die hohe Ansprüche an das Leben machen konnte, und Fräulein Christina bemühete sich schon, ihren Widerwillen, sich von Neuem in der Welt zu zeigen, zu überwinden, als der plötzliche Tod des jungen Freiherrn

von Ehrenstein sie bewog, weiter aussehende Pläne für ihre Nichte zu entwerfen. Sie fühlte nun die Schwierigkeit, zu handeln und sie den Nachtheilen zu entziehen, welche ihrer Nichte droheten, wenn sie blos unter den Auspicien ihrer Tante in die große Welt eingeführt ward.

Eben, als sie noch in dieser Verlegenheit war und Emiliens Alter ihr sagte, daß keine Zeit zu verlieren sei, traf Oberst Ehrenstein's Brief ein.

Es war nicht mehr als schicklich, wenn sie ihre Nichte dem einzigen Verwandten ihres Vaters wiedergab, besonders da derselbe sie nur auf einige Zeit verlangte.

Indessen hatte Christina so seltsam von diesem Onkel sprechen hören, daß sie fürchtete, er werde sie ihrer Pflegetochter ganz berauben. Da aber einem jungen, schönen und reichen Mädchen, wenn es seinen Versteck in einem abgelegenen Dorfe verläßt, oft ein großes Glück zustoßen kann, zum Beispiel das, einen ihrer würdigen Gatten zu finden, so entschied sie sich für dieses Opfer.

Uebrigens kam jetzt der Sommer heran, und die Gebrechen, welche Fräulein Christina unterworfen war, machten sich in dieser Jahreszeit weit weniger fühlbar. Sie konnte nicht von sich sagen, daß sie ganz gesund sei, aber doch waren ihre Unpäßlichkeiten weniger häufig. Ihr Garten verschaffte ihr viel Unterhaltung und Vergnügen, und einige mildthätige Stiftungen, die sie in

dem Dorfe gegründet, füllten ihre übrige Zeit auf angenehme Weise aus. Sie überredete sich, daß sie ohne Emilien würde leben können, wenigstens suchte sie aus Pflichtgefühl die Sache von dieser Seite zu betrachten.

Nachdem sie daher einige Empfehlungsbriefe an zwei oder drei Edeldamen von ihrer speciellen Bekanntschaft, die in der Nachbarschaft des Schlosses Ehrenstein wohnten, geschrieben, traf sie die nöthigen Anstalten zur Abreise der schönen Margarethe, indem sie ihr ihren Segen ertheilte und nur mit Mühe die Thränen verbarg, welche eine solche Trennung auspreßte, eine Trennung, deren Ergebniß noch zweifelhaft war.

Zweites Kapitel.

So lange das Herz der Jugend weder durch Ziererei noch durch Heuchelei verdorben worden, sind seine Empfindungen auch immer offen und lebhaft.

Als Margaretha das Haus ihrer Tante verließ, glaubte sie, von dem Glücke auf so lange Abschied zu nehmen, bis sie wieder mit ihr in dem Cedernpavillon säße, der ihr Lieblingplätzchen war. Eben so, wie wohl alle jungen Mädchen von ihrem Alter in gleichen Verhältnissen, wünschte sie, wenn sie einmal ihre theure Lehrerin und einzige Freundin verlassen müßte, daß der Wagen lieber den Weg nach Stockholm nehmen möchte, als nach einem alten Schlosse in der Provinz. —

Ihr Kummer, sich von ihrer Tante trennen zu müssen, ward bald durch die Befürchtungen in den

Hintergrund gedrängt, die in Bezug auf das fremde, ungewohnte Leben, welchem sie entgegenging, in ihr aufstiegen.

Sie hatte ihren Bruder viel von den Eigenthümlichkeiten ihres Onkels sprechen hören, und der Rath, den ihr Christine beim Abschiede gegeben, sich gegen ihn fügsam und auf seine geringsten Wünsche aufmerksam zu zeigen, schien ihr eben so sehr durch die Furcht als durch die Klugheit eingegeben zu sein und zeigte ihr eine sehr schwierig zu erfüllende Aufgabe. —

Bis jetzt hatte Margarethe Jedermann zu gefallen gewußt und zwar ohne Mühe; jetzt fürchtete sie, daß alle ihre Anstrengungen, um in den Augen des theuern Onkels liebenswürdig zu erscheinen, nicht die gewünschte Wirkung hervorbringen würden.

Sie wünschte, daß der Sommer schon vorüber wäre, und da ihre Tante ihr zu verstehen gegeben, daß ihre Einführung in die große Welt wahrscheinlich erst nächsten Winter stattfinden würde, so ward ihr Wunsch, die glänzende Hauptstadt zu sehen, welche sie, trotzdem sie derselben so nahe wohnte, so gut wie gar nicht kannte, nur um so lebhafter.

Sie langte daher nach einer glücklichen und schnellen Reise, von der größten Gleichgültigkeit beseelt, auf Schloß Ehrenstein an.

Als der Wagen in den Schloßhof hineinrollte, sah sie einen alten, in einen weiten scharlachrothen Schlafrock gehüllten Mann mit einer braunen Pelzmütze auf dem Kopfe ihr entgegenkommen.

Dies war der Oberst, der schon seit drei Tagen nicht vom Fenster gewichen war, um die bei seinem Anblicke zitternde Nichte gebührend und unverweilt zu empfangen.

Er erkundigte sich zuerst höflich nach der Gesundheit der Tante Christine, und sehr zufrieden, daß dieselbe nicht mitkam, faßte er Margarethens Hand und lobte sie, daß sie die Reise allein gemacht. Hierauf führte er sie in einen ziemlich schlecht möblirten großen Salon, wo er sie einer, in tiefe Trauer gekleideten Dame vorstellte, die er ihr unter dem Namen einer Frau von Stjernfält präsentirte, indem er zugleich sagte, daß er es gern sehen würde, wenn sie diese in jeder Beziehung ausgezeichnete Dame zum Vorbilde ihres Handelns und Benehmens wählte.

Obschon Margarethe sich nicht erinnerte, den Namen dieser Dame je von ihrer Tante gehört zu haben, so machte ihr doch der Anblick einer Gesellschafterin Vergnügen und sie erwiederte ihre Umarmung sehr gern. —

Als aber Frau von Stjernfält sie durch einen mit ungeheurer Zungenfertigkeit hervorgestoßenen Redestrom

von dem Entzücken überzeugen wollte, welches ihr diese Begegnung verschaffte, da konnte Margarethe weiter nichts antworten als:

„Gnädige Frau, Sie sind zu gütig."

Frau von Stjernfält ließ sich jedoch dadurch nicht abhalten, ihr zu versichern, daß unfehlbar zwischen ihnen die unverbrüchlichste Freundschaft zu Stande kommen müsse.

Als ein eintretender Diener meldete, daß das Diner servirt sei, nahm der Oberst seine Nichte sehr artig bei der Hand, um sie zu Tische zu geleiten. Er bat sie, sich, so lange sie ihn mit ihrem Besuche beehre, hier völlig als zu Hause zu betrachten.

Ein düsterer Schatten flog bei diesem Komplimente über die Züge der Frau von Stjernfält; sobald man aber in den Salon zurückgekehrt war, verdoppelte sie ihre Bemühungen, um sich Margarethens Gunst und Achtung zu erwerben. Sie erkundigte sich anfangs nur flüchtig nach Fräulein Christine von Lagercron; als sie aber sah, daß Margarethe diese Frage in den Ausdrücken der lebhaftesten Anhänglichkeit beantwortete, stimmte sie in diese Lobsprüche ein und sagte:

„Ich war noch ein pures Kind, als ich sie auf Schloß Ehrensten sah. Sie galt für eine Schönheit und man sprach viel von ihren Reizen. Was mich betrifft, so gestehe ich, daß ich bei meiner geringen

Kenntniß von weiblicher Liebenswürdigkeit sie für die bezauberndste aller Frauen hielt. Zu der Zeit, wo sie heirathen sollte, sah ich ihren ganzen Hochzeitsputz. Mein Gott, wie schön war das! wie prächtig, wie geschmackvoll! Ach, wie sehr wünschte ich damals, Fräulein Christine von Lagercron zu sein! Arme Unglückliche! alle diese Anstalten, aus denen man hätte schließen können, ihr Lebensglück sei verbürgt, waren vergebens! Sie haben ohne Zweifel von jener abenteuerlichen Geschichte gehört, mein liebes Kind."

Margarethe betheuerte, daß sie über die Geschichte ihrer Tante durchaus nicht unterrichtet sei.

„Es ist wunderbar!" rief Frau von Stjernfält, „aber ich sehe schon, Ihre Tante ist die seltsamste Person, die ich jemals kennen gelernt, und besitzt eine Verschwiegenheit, welche ihres Gleichen sucht! — Apropos, liebes Kind, wissen Sie wohl, daß Sie sowohl in Ihren Zügen als in Ihren Manieren viel Aehnlichkeit mit ihr haben? In Ihrem Alter schon so klug zu sein, das ist wirklich erstaunlich. Ich hoffe, daß Sie der Freundschaft Ihres lieben Onkels dadurch entsprechen werden, daß Sie ganz auf Schloß Ehrensten bleiben. Ich würde mich sehr freuen, den Umgang eines so schönen Mädchens genießen zu können, dessen Züge ohne Zweifel nur das äußere Bild einer noch schönern Seele sind."

Man ersah ohne Mühe aus diesen Worten, daß der Dame viel daran gelegen war, den Argwohn zu zerstreuen, der nothwendig in Margarethen über das vertraute Verhältniß aufsteigen mußte, welches zwischen Frau von Stjernfält und Oberst Ehrensten bestand. Ein sentimentaler Gefühlserguß kam ihr zu Hilfe, als sie von der außerordentlichen Freundschaft sprach, die zwischen Oberst Ehrensten und dem Gatten bestanden, dessen Verlust ihr jetzt noch Thränen auspreßte.

„Mein theurer Jeremias," sagte sie in wehmüthigem Tone, „band mir bei seinem Sterben die Sorge für sein zweites Ich auf's Herz, und seit dem verhängnißvollen Ereignisse, welches mich in ewige Trauer gestürzt hat, ist Oberst Ehrensten der einzige Mann, dessen Gesellschaft ich ertragen kann. Mein Herz weilt ununterbrochen bei der Asche des geliebten Todten, und wenn Ihre schönen Eigenschaften, mein werthes Fräulein, mich öfter hierher locken, als ich seither gewohnt gewesen bin, zu erscheinen, so glauben Sie ja nicht, daß ein unerlaubter Beweggrund jemals in meinem betrübten Herzen Raum gewinnen könne. Damit aber die Freundschaft, welche ich mit Ihnen zu schließen wünsche, auf keinerlei Hinderniß stoße, so erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen ganz zu erkennen gebe, indem ich Ihnen meine Geschichte erzähle."

Da diese Geschichte der Frau von Stjernfält

weiter nichts Außerordentliches hatte, als die sentimentale Ausdrucksweise, in welche sie dieselbe einkleidete, so genüge es, zu wissen, daß diese Dame wohl einige Schönheit, aber sehr wenig Vermögen besaß. In ihrer Jugend machten ihr wohl einige Männer den Hof, aber keiner davon sprach vom Heirathen. Als die Rosen ihrer Wangen zu verschwinden begannen, schätzte sie sich glücklich, doch noch versorgt zu werden, indem sie die fünfte Frau eines, wenn auch nicht reichen, doch auch nicht armen Gutsbesitzers, Namens Jeremias von Stjernfält, uud Stiefmutter von vier Kindern ward. —

Ihre Trauerkleider, die sie fast nie ablegte, waren ein unwiderleglicher Beweis von dem Glücke ihrer Ehe, und sie versicherte, daß ihre Besuche auf Schloß Ehrensten keinen andern Grund hätten, als den, von dem theuern Manne mit dem zu sprechen, der alle seine Tugenden gekannt und Oberst Ehrensten zu bitten, seinen Rath und Schutz einer armen Frau angedeihen zu lassen, die ihre einzige Stütze verloren hatte.

Die Unbekanntschaft Margarethens mit der Welt und ihre Unschuld verhinderten sie nicht, in der Folge zu bemerken, daß die Aufmerksamkeiten der Frau von Stjernfält für ihren Onkel die einer einfachen Freundschaft weit überschritten, und daß die Dankbarkeit des

Obersten ihn bewog, eine Galanterie zu entwickeln, die ihm nicht natürlich war.

Endlich war Oberst Ehrensten dahin gelangt, die schöne Witwe von der allgemeinen Regel auszunehmen, welche ihn bewog, die Frauen der Falschheit und der geistigen Beschränktheit anzuklagen.

Wenn er über die harte Nothwendigkeit seiner Verheirathung nachdachte, bedauerte er zuweilen, daß Frau von Stjernfält über den erlittenen Verlust so untröstlich war, daß ihm dies die Hoffnung raubte, sie zu bewegen, diesen Verlust wieder zu ersetzen, indem sie seine Gattin würde, um ihm einen Sohn zu geben.

Oberst Ehrensten hätte wirklich geglaubt, die Dame zu beleidigen, wenn er ihr den Vorschlag machte, ihre tugendhafte Treue zu vergessen, und er bewunderte diesen tiefen Kummer, welcher ihr ganzes Denken und Thun in Anspruch zu nehmen schien.

Diese unauslöschliche Betrübniß setzte ihn um so mehr in Erstaunen, als er bei Lebzeiten ihres Gatten oft Augen- und Ohrenzeuge von Zwistigkeitrn gewesen war, die nach und nach ein ziemlich frostiges Verhältniß zwischen den beiden Eheleuten herbeigeführt hatten. —

Frau von Stjernfält hatte sich der Einladung, welche Oberst Ehrensten an seine Nichte ergehen lassen, mit einer Festigkeit widersetzt, welche die Meinung,

welche der Oberst von der Fügsamkeit ihres Charakters gefaßt, beinahe wieder zerstört hätte; nicht sobald aber war die schöne Nichte wirklich angekommen, als Frau von Stjernfält mit der liebenswürdigsten Versatilität zugab, daß es höchst angemessen sein werde, wenn sie bei ihrem Onkel bliebe und sich ganz entzückt über die Erwerbung einer so reizenden Gesellschafterin zeigte.

Margarethe ihrerseits war eben so wenig geneigt, die Macht, welche die schöne Witwe in dem Hause übte, übel zu nehmen, als sich dagegen zu schützen. Ihre Gleichgültigkeit gegen den Reichthum und ihre vollkommene Unbekanntschaft mit dem Werthe desselben ersparten ihr den Widerwillen gegen jene feilen Beweggründe, welche die Triebfedern des Handelns Derjenigen sind, die ihre Genüsse nicht zu beschränken wissen. —

Sie war die einzige Erbin des Vermögens ihres Großvaters mütterlicherseits, abgesehen von einer kleinen Rente, welche ihrer Tante Christine ausgesetzt worden. Ueberdies bewog sie die Sorglosigkeit in Bezug auf ihre eigene Person oft zu wahrer Freigebigkeit, und sie suchte niemals sich von dem eigentlichen Betrage der bedeutenden Revenuen zu unterrichten, die ihr zuflossen. Sie wünschte blos, mündig zu sein, um der zu bescheidenen Rente ihrer theuersten Freundin noch eine bedeutende Summe beifügen zu können.

Deshalb betrachtete sie auch die Möglichkeit, noch die Erbin ihres Onkels zu werden, als eine der angenehmen Aussichten ihrer Zukunft.

Abgesehen aber davon, daß Margarethe die Künste und Intriguen Anderer wenig fürchtete, weil sie selbst nicht dazu fähig war, so erwarb auch die gewinnende Offenheit ihres Wesens und ihre sanfte Gemüthsart ihr die Gunst ihres Onkels sehr bald.

Sie würdigte aufrichtig seine guten Eigenschaften und beklagte aufrichtig ebenso die Düsterheit, welche seine körperlichen Gebrechen über seine Gemüthsstimmung verbreiteten. Sie erging sich nicht in jenen überschwenglichen Redensarten, mit welchen Frau von Stjernfält so verschwenderisch war aber wenn sie sich nicht zudringlich zeigte, so war sie doch deswegen nichts weniger als nachlässig.

Eine ruhige, gleichförmige und geduldige Freundschaft besitzt eine so große Macht über das Gemüth Derjenigen, die früher nur erkaufte Gefälligkeiten erfahren oder niedrige Schmeicheleien empfangen haben, daß Oberst Ehrenſten dem Wunsche, sich zu verheirathen, sehr bald entsagte und seine liebenswürdige Nichte zur alleinigen Erbin seines ganzen Vermögens erklärte und nur die Bedingung hinzufügte, daß sie, auch wenn sie sich verheirathe, ihren Wohnsitz nirgends anders als auf Schloß Ehrenſten nähme, wenig-

stens bis zu seinem Tode, weil er in ihren Armen zu sterben hoffe.

Auch in anderer Beziehung äußerte Margarethens Nähe auf ihren Onkel die günstigste Einwirkung. —

Sie machte aus einem verdrießlichen Misanthropen einen zu Heiterkeit und Wohlwollen geneigten Menschen; sie benahm ihm jede traurige Meinung, die er von sich selbst hatte und die ihn unglücklich machte, und sie überzeugte ihn, daß er durchaus nicht ein absolut unnützes Wesen in der Schöpfung sei. —

Auch hörte er auf, sich als einen Gegenstand des Spottes Anderer zu betrachten; er ward dankbar gegen den Himmel, zufrieden mit sich selbst und mit der ganzen Welt.

„Ich thue blos meine Pflicht, wenn ich für die verwaiſ'te Tochter meines Bruders sorge," sagte er eines Tages zu sich selbst, „und tausend Segnungen werden mein Lohn sein. Mein Vermögen gehört ihr von Rechtswegen, und dennoch dankt sie mir dafür, wie für ein Geschenk. Nein, nein, Margarethe ist nicht falsch. Bei meinem letzten Anfalle von Asthma, als man mich schon todt glaubte, während ich doch nur in Ohnmacht lag, hörte ich Alles, was vorging. Frau von Stjernfält fragte, ob ich ein Testament ge-

macht hätte, und schien überzeugt zu sein, daß ich ihr etwas Bedeutendes vermacht; aber niemals werde ich vergessen, daß Margarethe schluchzend an meinem Bette stand und rief: „O, mein Gott, werde ich denn meinen theuern Onkel niemals wiedersehen? Wäre er mir auf immer entrissen?“

Drittes Kapitel.

Die Zeit, welche Margarethe, der ursprünglichen Uebereinkunft zufolge, auf Schloß Ehrenstein hatte zubringen sollen, war vorüber, und Tante Christine begann ihre Nichte darauf aufmerksam zu machen, daß sie die Gastfreundschaft des Obersten nicht länger mißbrauchen dürfe.

Der Widerwille jedoch, den dieser gegen eine Trennung von seiner Nichte empfand, stieg bis zu dem Grade, daß er heimlich einen seiner Leute absendete, um Tante Christine sagen zu lassen, daß er sich nicht dazu entschließen könne, seine schöne Schülerin wieder fortzuschicken.

Wenn er die Gicht hatte, stellte Niemand sein Fußbänkchen bequemer als sie, oder bereitete ihm seine Orangeade für die Nacht besser. Ihr heiterer Gesang

verscheuchte seine üble Laune und ließ ihn vergessen, was er litt.

Auch hatte er bemerkt, daß, seitdem sie den Vorsitz an seinem Tische führte, die Unterhaltung viel interessanter und liebenswürdiger geworden war, und daß die Gäste weniger Flaschen leerten. Auch diese Gäste schienen sich wohler zu fühlen, obschon die Politik ein wenig in den Hintergrund getreten war — kurz, der Oberst, der vor Margarethens Ankunft nur eine untergeordnete Rolle in seinem eigenen Hause gespielt, erlangte endlich die Herrschaft, die ihm gebührte, obschon seine Nichte unmerklich tausend kleine Veränderungen in seinem Hause eingeführt hatte, die er alle als Verbesserungen anerkannte.

Die Dankbarkeit, welche Margarethe, wie sie wohl fühlte, der Großmuth ihres Onkels schuldete, bewog sie, ihrer Tante, wiewohl nicht ohne schmerzliche Empfindung zu schreiben, daß sie sich nicht weigern könne, noch ein wenig länger bei ihm zu bleiben; daß sie sich hier ganz wohl befinde und sehr glücklich sein würde, wenn sie erführe, daß ihre geliebte Tante die Leere auszufüllen im Stande gewesen, welche sie wegen der bevorstehenden langen Winterabende empfinden würde, und daß, wenn sie sich dazu verstünde, einen Winter ohne sie zuzubringen, man dann im Frühjahr eine kleine Wohnung in der Nähe von Ehrensten suchen

würde, in welcher ihre liebe Tante ihren Aufenthalt nehmen könne, denn es würde für sie selbst sehr vortheilhaft sein, den düsteren und feuchten Wohnort vor dem Norderthore mit der schönen gesunden Luft von Ostgothland zu vertauschen.

Gleichzeitig erklärte Margarethe, sie wolle trotz der seltsamen Geschichten, die man früher von ihrem Onkel erzählt, darauf wetten, daß ihre Tante und er, sobald sie nur erst einander ordentlich kennen gelernt, die besten Freunde von der Welt werden würden.

Tante Christine sprach in ihrer Antwort an Margarethen mit großer Selbstverleugnung viel von der Freude, die es ihr mache, zu hören, daß ihre Nichte sich so wohl befinde, und von der Besserung ihrer eigenen Gesundheit. Sie wünschte ihr Glück, daß sie ihren Onkel, den sie als ihren zweiten Vater betrachten müsse, so für sich zu gewinnen gewußt habe. Ohne den Gedanken an einen Wohnungswechsel gänzlich zu verwerfen, sprach sie doch davon wie von etwas Unmöglichem und fügte hinzu, daß sie, weit entfernt, eine feindselige Gesinnung gegen Oberst Ehrensten zu hegen, für ihn stets die größte Achtung empfunden habe.

Nachdem die Sache auf diese Weise arrangirt war, begann man sich auf Schloß Ehrensten mit den Winterbelustigungen zu beschäftigen, und da die schlechten Wege und die Abreise mehrerer Personen aus der

Umgegend nach Stockholm die Besuche von Gästen seltener machten, so füllten Schachspiel und Lectüre einen großen Theil der Zeit aus.

Die Lectüre war — ausgenommen, wenn Oberst Ehrensten einmal nicht zu Hause war — ausschließlich kriegsgeschichtlichen Werken gewidmet, und da diese Geschichten den Obersten fortwährend an ähnliche Vorfälle erinnerten, deren Augenzeuge er selbst gewesen, so bewog ihn dies, tausenderlei Dinge über die verlorenen oder gewonnenen Schlachten zu erzählen, was Margarethen der Hoffnung beraubte, den dicken Foliobaud beendet zu sehen, welcher die Heldenthaten des großen Herzogs von Marlborough enthielt.

Das arme Mädchen war untröstlich über ihren Mangel an Geduld bei dieser für sie so langweiligen Lectüre, und versuchte das Triktrakspiel zu lernen, um einige Abwechselung in die Unterhaltung zu bringen; Frau von Stjernfält aber, die hierin weit stärker war und obendrein während des Spiels von Ravelins, Bastionen und Contrescarpen sprechen konnte, genoß hierin allemal den Vorzug und besaß auch in der That das Talent, den Feind in einen Hinterhalt zu locken, eine Armee zu commandiren, ein Fort zu nehmen und einen Rückzug zu decken, in einem Grade, welcher den Begriff, den der Oberst von ihren umfassenden Geistesfähigkeiten hatte, fortwährend erhöhete.

Ganz besonders war Frau von Stjernfält darauf bedacht, ihr Feldherrntalent an der armen Margarethe zu üben, welche, weil sie nicht ganz unbekannt mit dem zu scheinen wünschte, was ihr Onkel eine höchst wesentliche Wissenschaft nannte, zuweilen den Marschall von Sachsen oder die Feldzüge Cäsars und Xenophons citirte. Aber dabei war sie ihrer Sache so wenig sicher und befaßte sich hier mit etwas, was so sehr über ihre Kräfte ging, daß sie sogleich in die erste Schlinge fiel, welche ihre Gegnerin ihr legte und die Schlacht in dem Augenblicke verlor, wo sie erzählte, wie dieselbe gewonnen worden.

Der gutmüthige Oberst bemühete sich, das Gelächter der Witwe zu mäßigen, indem er sagte:

„Lachen Sie doch nicht so, Frau von Stjernfält! Margarethe hat sich geirrt und es kommt ja weiter nichts darauf an.“

Indessen würde Margarethens Unfähigkeit, eine Wissenschaft zu begreifen, die er sich gern die Mühe genommen hätte, ihr zu lehren, ihm dennoch einen ungünstigen Begriff von ihren geistigen Fähigkeiten beigebracht haben, wenn sich nicht ein Umstand ereignet hätte, der für unsere Erzählung von Wichtigkeit ist.

Es ist schon erwähnt worden, daß diese militairischen Vorlesungen durch allerhand Anekdoten aus der Erinnerung des Obersten gewürzt wurden. Als er so

wieder einmal von einer Schlacht sprach, die er mitgemacht, fiel ihm plötzlich etwas ein, was er noch nicht erwähnt. Er war, wie er erzählte, in dem blutigen Handgemenge vom Pferde gestürzt und erwartete den Todesstreich, als der wackere Graf Adelsberg, der als Freiwilliger unter seiner Compagnie diente, sich auf den Feind warf und seinem Offizier das Leben rettete, auf die Gefahr hin, das eigene zu verlieren.

Dies war auch nicht die einzige That, durch welche der junge Graf ihm Beweise seiner Hochherzigkeit und Tapferkeit gegeben, wenigstens stellte ihn Oberst Ehrenstens Dankbarkeit als einen Helden dar, gleich denen, von welchen Homer spricht, welche bei jedem wichtigen Gefechte stets in eigener Person kämpften.

Wenn eine Redoute mit einer ganz besondern Entfaltung von Muth und Entschlossenheit genommen worden war, so war es Graf Adelsberg, welcher das Detachement commandirt hatte. Wurden die Absichten des Feindes so sichtbar, daß der General seine Avantgarde auf entsprechende Weise postiren konnte, so war es Graf Adelsberg, welcher die nöthigen Recognoscirungen übernahm. Viele Fahnen hatte er mit eigener Hand genommen, und Niemand verstand sich besser darauf als er, einen geschlagenen Feind zu verfolgen und zu vernichten. Die vornehmsten Gefangenen, welche man machte, unterwarfen sich nur ihm,

und die Rücksichten, die er den Besiegten angedeihen ließ, ehrten ihn eben so sehr, als der Muth, mit welchem er den Sieg erfocht.

Als das Kriegsglück den schwedischen Waffen ungünstig ward, strahlte der Name Adelsberg deßwegen noch in demselben Glanze, denn nach Oberst Ehrensten's Schilderung minderte er die Gefahren eines Rückzugs und that Alles, was nöthig war, um die Kranken und Verwundeten zu ermuthigen und die bedürftigen Witwen und Waisen zu trösten und zu schützen.

Aber der junge Graf war nicht bloß ein vollendeter Kriegsgott, sondern auch mit allen bürgerlichen Tugenden und Vorzügen geschmückt.

„Ich," sagte Oberst Ehrensten, „bin von je her ein Dummkopf gewesen, der nichts lernen wollte, und meine Tante Dorothea litt nicht, daß man mich ausschalt, wenn ich ein Faullenzer war und meine Bücher verlor. Im Feldlager bin ich an meinem Platze, sonst nirgends. Graf Adelsberg dagegen besitzt so viel Gelehrsamkeit, daß er Professor in Upsala werden könnte. Dabei ist er der feinste Hofmann, und von allen feinen Herren meiner Bekanntschaft wüßte ich keinen, der ihm an Gewandtheit und Feinheit des Benehmens gleich käme. Er ist der beste Sprecher im Ritterhause und hat sich der Aufträge, mit welchen er wiederholt an auswärtige Höfe gesendet worden,

stets mit dem besten Erfolge entledigt. Es war nicht das Bedürfniß, sein Glück zu machen, was ihn dazu bewog, Kriegsdienste zu nehmen, denn er ist der einzige Sohn eines vornehmen und reichen Hauses und dies läßt mich hoffen, daß er nach Allem, was er seit zwanzig Jahren gelitten, wenn er noch lebt, nach Schweden zurückkommen und eine Frau aus einem dem seinen angemessenen Stande nehmen wird, die ihm Helden schenkt gleich ihm."

Margarethe hatte Lust, ihren Onkel zu fragen, was Graf Adelsberg gelitten habe; aber sie hielt an sich, und nachdem ihr Onkel seine Verwunderung zu erkennen gegeben, daß sie noch nichts von der Begegnung gehört, welche Graf Adelsberg erdulden müssen, fügte er hinzu, daß er nicht davon sprechen könne, denn es sei zu schändlich.

Ein ziemlich sonderbarer Vorfall, der ganz geeignet war, Margarethens Phantasie zu beschäftigen, hatte am Abend ihrer Abreise aus dem Hause ihrer Tante stattgefunden.

Diese, welche ihr etwas zum Andenken zu schenken wünschte, öffnete nämlich ein Kästchen voll prachtvoller Schmucksachen und schenkte ihr ihr Bildniß, welches neben dem eines Mannes lag, dessen edle und ausdrucksvolle Züge ihr auffielen. Die beiden Bildnisse waren beide in gleiche Rahmen gefaßt, der aber des

Mannes noch mit werthvollen Brillanten besetzt, was Anlaß zu der Vermuthung gab, daß dieses Bildniß ein aus besonderer Anhänglichkeit dargebrachtes Geschenk sei. —

Margarethe sah ihre Tante an und bemerkte, daß das leichte Colorit ihrer Wangen verschwand, um einer außerordentlichen Blässe Platz zu machen und daß ihre Lippen vor innerer Bewegung zitterten.

Margarethe fragte, wen dieses schöne Portrait vorstelle, erhielt aber von ihrer Tante blos die Antwort:

„Dies war der trefflichste und beste aller Menschen.“

„Ist er nicht mehr am Leben?“ fragte Margarethe weiter.

„Vielleicht nicht.“

Tante Christine wendete die Augen ab und legte mit zitternder Hand das Portrait wieder an seinen Platz. Sie fügte sodann hinzu, daß dieser Mann schon lange nicht mehr in Schweden sei, schloß das Kästchen und verließ das Zimmer.

Als nicht lange darauf Margarethe ihre Tante aufsuchte, sah sie ihr an den Augen an, daß sie geweint hatte, und vermied es deßhalb, dieses schmerzliche Thema weiter zu berühren.

Es fiel Margarethen auf, daß Oberst Ehrensten bei seinen Lobsprüchen über Graf Adelsberg sich fast

derselben Ausdrücke bediente, welche Tante Christine entfallen waren, als sie das geheimnißvolle Bild zeigte, und sie überredete sich mit jener lebhaften Einbildungskraft, welche die Jugend treibt, das als wahr zu betrachten, was bloß wahrscheinlich ist, daß dieser beste und vortrefflichste aller Menschen, Graf Adelsberg, die Zuneigung ihrer beiden nächsten Verwandten in gleich großem Grade besitze und ohne Zweifel die Ursache jener tiefen Melancholie sei, von welcher ihre Tante zuweilen ergriffen ward.

Gleich darauf fiel ihr jedoch wieder etwas ein, was ihre erste Vermuthung unhaltbar erscheinen ließ. Das Bildniß trug keine Uniform, und ganz gewiß hätte ein Krieger, wie Graf Adelsberg, sich nicht anders malen lassen, als in dem Kleide, welches ihn ehrte und seinem Vaterlande nützlich gemacht hatte.

Wenn Oberst Ehrenstein Lust gehabt hätte, zu erzählen, was er von seinem Freunde wußte, so würde Margarethens Ungewißheit bald gehoben worden sein.

Trotz ihrer Gewandtheit aber vermochte Margarethe in Bezug auf Graf Adelsberg nichts weiter zu erfahren, als daß er nach dem nichtswürdigen Verrath eines Weibes, an welchem er mit ganzer Seele hing, den Entschluß gefaßt hatte, sich dem Kriegshandwerke zu widmen.

Diese Carrière war, wie wir bereits wissen, für

ihn eine sehr glänzende gewesen und er schnell zu den höchsten Graden emporgestiegen. Nach dem Frieden schickte ihn der König in einer besondern Mission an einen europäischen Hof, wo er einen Vertrag abschloß, der ganz zum Vortheil seiner Nation war. Nachdem er sich noch mehrerer ähnlicher Sendungen mit gleichem Erfolge entledigt, ward er zum Gouverneur einer der kleinen Colonieen ernannt, welche Schweden damals noch in den indischen Gewässern besaß, wo seine Talente und sein Muth als Militair, seine Gerechtigkeitsliebe und sein Verwaltungstalent, so wie seine Menschenfreundlichkeit ihm die Achtung von Freund und Feind erwarben.

Alles Dies stimmte ganz gut mit Tante Christine's Aeußerungen überein, daß er schon seit langer Zeit aus seinem Vaterlande abwesend sei. Aber wer konnte die Frau sein, die an dem Helden ein so großes Unrecht begangen? Tante Christine war es gewiß nicht, denn ihr Gemüth und ihr Herz waren nur von Güte und hohem Sinne erfüllt. Es schien geradezu unmöglich zu sein, daß sie jemals irgend Jemandem, wer es auch sein möchte, etwas Uebles zugefügt.

Ohne Zweifel knüpfte sich an die persönliche Geschichte des Grafen Adelsberg und der Freiin Christine Lagercron etwas Seltsames und Wunderliches, was Margarethe nicht errathen konnte.

Nichtsdestoweniger schien es — denn da Margarethe keinen sicheren Grund hatte, so folgerte sie aus den Wahrscheinlichkeiten, daß ihre Tante die Freundin des Grafen gewesen sei und daß sie in dieser Eigenschaft sein Andenken ehrte und über seine Leiden seufzte; doch war dies sicherlich nicht die Ursache, weshalb sie sich von der Welt zurückgezogen und es mußte daher mit ihren Erlebnissen eine besondere Bewandniß haben.

Warum aber hatte Tante Christine in den langen Abenden, während welcher sie mit ihrer Nichte allein war, ihr niemals die Ereignisse ihres Lebens erzählt, besonders da dieselben im Publikum allgemein bekannt zu sein schienen?

Das Erstaunen, welches ihr Onkel über ihre Unwissenheit in dieser Beziehung verrieth, vermehrte auch das ihre. Ohne Zweifel hatte die gute Tante Christine starken Grund zu ihrem Schweigen in dieser Beziehung; aber Margarethe hätte gern zu erfahren gewünscht, wie und weshalb der beste und vortrefflichste aller Menschen der Bosheit eines Weibes zum Opfer gefallen war.

Viertes Kapitel.

Wohl hätte Margarethe einen Versuch machen können, durch Frau von Stjernfält Aufschluß über das Geheimniß zu bekommen, welches ihre Gedanken immer und immer wieder beschäftigte, aber sie hatte schon sehr häufig wahrgenommen, daß Frau von Stjernfält nicht blos Hang, sondern auch großes Geschick zum Lügen besaß und mit der größten Leichtigkeit allerhand Geschichten zu erfinden wußte.

Mit einem solchen Geschichtchen fürchtete Margarethe auch bedient zu werden und überdies war ihr auch die Person ihrer Tante viel zu heilig, als daß sie sie zum Gegenstande eitlen Geschwätzes hätte machen wollen, und da ihr Onkel, so oft sie das Gespräch auf Graf Adelsberg brachte, in dem Lobe desselben wohl unerschöpflich war, aber gleichwohl über das, was sie eigentlich

wissen wollte, sich nicht weiter auslieβ, so verharrte sie nothgedrungen in ihrer Unwissenheit.

Eines Abends, als Oberst Ehrensten die mit dem Postpackete eben eingetroffene Stockholmer Zeitung aus einander faltete, stieβ er einen Ruf freudiger Ueberraschung aus, so daβ Margarethe ihn verwundert und fragend anblickte.

„Denke Dir nur, Kind," rief er, „was ich da gleich in der ersten amtlichen Bekanntmachung lese! In Folge einer Veränderung bei der Administration des Kriegswesens ist Graf Adelsberg von seinem Posten als Gouverneur abgerufen worden."

Margarethe machte groβe Augen.

„Wird er denn nach Schweden zurückkehren?" fragte sie.

„Das weiβ ich nicht," antwortete der Oberst, „aber ich vermuthe es, und geschieht dies, so wird er auch ganz gewiβ mich besuchen und dann wird Freude sein in meinem alten Schlosse, ich werde ihm zu Ehren ein groβes Feuerwerk abbrennen lassen und Du sollst sehen, liebes Kind, daβ ich auch fröhlich und lustig sein kann. Wir werden von unsern Feldzügen sprechen, aber ich bitte Dich, liebes Kind, plaudere mit dem Grafen nicht über Dinge, die Du nicht verstehst, denn ich muβ Dir im Voraus sagen, daβ er gegen die Unwissenheit einen unüberwindlichen Widerwillen hegt."

Es vergingen mehrere Monate, bis endlich Margarethe mit unaussprechlicher Freude eines Abends, als ihr Onkel ausgegangen war und ihr die Zeitung daher zuerst in die Hände fiel, darin folgenden Artikel las:

„Gestern Abend sehr spät langte Graf Adelsberg, nachdem er über zwanzig Jahre von seinem Vaterlande entfernt gewesen, in Stockholm an. So spät es auch war, so versammelte sich doch eine ziemlich zahlreiche Volksmenge, um ihm ihre Freude und Dankbarkeit über die ausgezeichneten Dienste zu erkennen zu geben, die er seinem Vaterlande geleistet, und um ihre Neugier durch den Anblick einer so ausgezeichneten Persönlichkeit zu befriedigen. Seine Excellenz jedoch suchten mit jener Bescheidenheit, welche stets die Begleiterin des wahren Verdienstes ist, sich der Bewunderung zu entziehen und begaben sich sofort in sein Hotel, welches noch mehrere Stunden lang von der neugierigen Menge umringt war. Indessen war der Graf nicht wieder sichtbar und man vermuthet, daß er sofort in die Provinz abgereis't ist, um sich jenen Kundgebungen zu entziehen, zu welchen seine Popularität in einem Jahrhundert, welches so bedeutenden Mangel an wahrhaft großen Männern hat, veranlassen würde. Wir waren so glücklich, uns gerade in der Nähe des Wagens zu befinden, als der Graf ausstieg, und können mit

Vergnügen versichern, daß die Beschwerden und Gefahren, welchen er ausgesetzt gewesen ist, seine so einnehmende persönliche Erscheinung keineswegs beeinträchtigt haben. Die edlen Züge des Grafen und sein elegantes Aeußere verriethen uns ihn sofort. Ohne Jemanden verletzen zu wollen, erklären wir doch, daß wir alle jene falschen Gerüchte verachten, die in böswilliger Absicht in Bezug auf das Verfahren in Umlauf gesetzt worden sind, welches unsere Regierung angeblich gegen diesen berühmten Mann einzuhalten gedenkt."

Als Oberst Ehrensten bald darauf in's Zimmer trat, fiel es Margarethen auf, daß sein Gesicht förmlich vor Freude strahlte, während sie doch gewiß wußte, daß er den Zeitungsartikel noch nicht gelesen hatte.

„Höre nur, was hier steht, lieber Onkel," rief sie, und begann sofort, ihm den Aufsatz vorzulesen.

Aber er riß ihr, noch ehe sie fertig war, das Blatt aus den Händen und rief: diese gedruckten Lügen seien nicht werth, daß Jemand sie lese. Dann rieb er sich die Hände, zog einen Brief aus seiner Brusttasche, zeigte ihn Margarethen und sagte:

„Hier, mein Kind, habe ich etwas, worauf man sich eher verlassen kann, denn es ist von ihm selbst. Lies!" —

Margarethe nahm den dargebotenen Brief, entfaltete ihn und las wie folgt:

„Gothenburg, den 9. Januar 1779.

„Lieber Ehrensten!

„Die Nachrichten, die ein in sein Vaterland zurückgekehrter Verbannter von sich giebt, müssen in dem Herzen eines Freundes nothwendig sehr widerstreitende Empfindungen hervorrufen. Das unstäte Leben, welches ich seit so vielen Jahren geführt, hat mich abgehalten, nähere Freundschaften zu schließen, und ich habe daher den Kummer, die Mehrzahl meiner alten Freunde entweder gestorben oder in so veränderten Verhältnissen wiederzufinden, daß ich mir kaum getrauen kann, jene Verhältnisse wieder anzuknüpfen, welche in meiner Verbannung mein Trost waren und meine von Schmerzen zerrissene Seele aufrecht hielten.

„Nach Allem, was ich seit meiner Ankunft über die Personen, die ich liebte, erfahren habe, kann ich mir nur Glück wünschen, meinen alten Kriegsgefährten Oberst Ehrensten mit seinen wohlerworbenen Lorbeern in dem Hause seiner Väter ausruhen zu sehen, und zu hören, daß er seiner Gesinnung unabänderlich treu geblieben ist. Ueberzeugt, daß seine erste Pflicht ist, Andere glücklich zu machen, freue ich mich, daß er in die Lage versetzt worden ist, es thun zu können.

„Du bist immer noch derselbe Ehrensten, den ich gekannt und auf den ich mein ganzes Vertrauen setzte; aber ich bin weiter nichts, als der arme schiffbrüchige

Adelsberg. Ich habe hier in dieser Stadt festen Fuß gefaßt und bin entschlossen, hier mein Leben in Zurückgezogenheit und Abgeschlossenheit zu genießen. Ich habe von der Welt und ihren Dingen genug gesehen, um die von mir schon längst gehegte Ueberzeugung bestätigt zu sehen, daß Eitelkeit und Kummer die steten Begleiterinnen der Größe sind. Soll ich das Menschengeschlecht, zu dem ich doch auch gehöre, der Undankbarkeit anklagen, oder soll ich sagen, daß über mir ein eigenes Verhängniß gewaltet und mich gelehrt hat, meinen Lohn mehr in dem Bewußtsein meiner Rechtlichkeit zu suchen, als in der Erlangung der Gegenstände, welche meine glühenden Wünsche erweckt hatten? Du darfst nicht, lieber Ehrenften, dieses Bekenntniß meiner wirklichen Gesinnungen für das Ergebniß eines getäuschten Ehrgeizes halten. Die größte Gunst, welche die Regierung mir erzeigen konnte, war, meine Abberufung anzuordnen. Ich liebe die Zurückgezogenheit, und meine Gesundheit verlangt eine ernste Aufmerksamkeit auf Alles, was sie in jenen heißen Klimaten gelitten. Ich bin dort mit Huldigungen und Schmeicheleien überhäuft worden und hier werde ich für mich allein leben.

„Ich hoffe, man wird mich entschuldigen, wenn ich mich nicht in Stockholm zeige. Mein Secretair kann alle nöthigen Angaben über meine Amtsführung machen, wenn der Zustand, in welchem ich mein Gou-

vernement zurückgelassen habe, Untersuchungen in dieser Beziehung nöthig macht. Er wird auch die Pläne entwickeln können, welche ich für die Zukunft entworfen, im Fall mein Nachfolger sich herablassen will, davon Kenntniß zu nehmen. Die Etiquette und Formalitäten des Hoflebens sind mir unerträglich und ich verschmähe es, eine Belohnung anzunehmen. Du, mein ehrlicher und biederer Clas, wirst mich nicht tadeln, wenn ich Dir gestehe, daß ich, obschon mein Vermögen meinem Range nicht angemessen ist, doch nicht mehr verlange, als meine Laufbahn in derselben ehrenvollen Armuth zu beschließen, in der ich sie begonnen. Ich habe weder die goldnen Götzenbilder Indiens gelpündert, noch meine Hände nach den Goldgruben von Golconda ausgestreckt, und mag auch jetzt nicht die Reichthümer einer unabhängigen Seele gegen die Erwerbung großer Güter und eines vorübergehenden Pomps unter der Bedingung vertauschen, daß ich mich den Neuerungen des Parteigeistes unterwerfe und mich den Maßregeln widersetze, welche von denen genommen werden, die mit weiser Hand das Staatsruder lenken. Die unerschütterliche Rechtschaffenheit, welche mich bis jetzt geleitet, wird fortwährend mein Leitstern sein. Ich besitze genug, um ehrenvoll in der Zurückgezogenheit leben, um philosophiren und nach Befinden auch wohlthätig sein zu können. Ein Mensch, der sich von der Welt

losgesagt hat, ist ein unsinniger, wenn er mehr wünscht.

„Mit Vergnügen habe ich erfahren, theurer Freund, daß Du Deine Freiheit bewahrt hast und von Deinen Handlungen nur Deinem Vaterlande und Deinem Gewissen Rechenschaft zu geben brauchst. Du bist nicht den Launen einer Frau ausgesetzt, Du bist eben so wenig der Unterthan stolzer Herrschsucht als der Sklave einer sanften Schönheit geworden, welche, sobald sie ihren Zweck erreicht hat, plötzlich einen andern Ton anschlägt.

„Dieses Thema erinnert mich an jenen Abend vor dem glorreichen Schlachttage, wo wir beide unsere Sache nicht ganz übel machten. Weißt Du noch, wie wir, um die ermüdende Langweile der Nacht zu vertreiben, unser glückliches Junggesellenloos mit den Verhältnissen Derjenigen verglichen, welche ihre Ruhmbegierde sich bedeutend vermindern fühlten, wenn sie an die Witwen und Waisen dachten, welche sie im Falle ihres Todes zurückließen?

„Ich weiß nicht, lieber Elas, ob das müssige Leben eines Landedelmannes Dich eben so zum Philosophen wie der Aufenthalt am Bord eines Schiffes, verbunden mit sechsmonatlicher Unthätigkeit, mich zum Misanthropen gemacht hat, oder ob Du immer noch der gutmüthige Veteran bist, der Du sonst warst. Wenn

aber die Zeit Dein Herz wirklich etwas abgestumpft haben sollte, so hat dagegen das Unglück die Empfänglichkeit und Empfindlichkeit des meinigen vermehrt.

„Ich werde nach Helsö gehen, weil die Aerzte mir gerathen haben, das dortige Seebad zu versuchen, und ich hoffe dort recht bald mit Dir zusammenzutreffen. Ohne Zweifel werden wir dort noch mehrere arme Invaliden, wie wir sind, vorfinden, und uns bemühen, nicht die Feinde unseres Landes, wohl aber jene inneren Tyrannen im Zaume zu halten zu suchen, welche unaufhörlich in das kleine Königreich des Menschen einfallen — ich meine jene Regungen der Eitelkeit und der Eigenliebe, welche uns sagen, daß wir ein besseres Schicksal verdienen.

„Für heute lebe wohl, mein guter Ehrenften, und siehe zu, daß Du meinen eben ausgesprochenen Wunsch recht bald erfüllst.

„Dein

„Adelsberg.“

Man wird genug junge Mädchen finden, welche ebenfalls Ansprüche auf Gefühl, Enthusiasmus und Zärtlichkeit machen und sehr gern die Bewunderung für einen Helden hätten bewahren mögen, der bei seiner Rückkehr sich als arm, krank und unglücklich ankündet; aber das kleine persönliche Interesse sagt, daß dies unmöglich sei.

Margarethe Ehrensten dagegen gehörte nicht zu denen, welche mit Gold bedeckte Kleider und den ganzen Apparat des Reichthums für einen Beweis des wahren Verdienstes ansehen.

Die Leiden eines großen und edlen Mannes preßten ihr Thränen aus, und indem sie die Hand ihres Onkels mit reizender Lebhaftigkeit ergriff, rief sie:

„Lieber Onkel, wer könnte wohl Graf Adelsberg mit der Welt wieder aussöhnen?“

„Ach,“ rief der Veteran, sich die feuchten Augen trocknend, „kannst Du wohl, liebes Kind, die Menschen so gut machen, wie sie sein müssen, um gegen einen solchen Mann gerecht zu sein! Ich wollte, Du hättest ihn gesehen, Margarethe, als er noch der Armee angehörte! Er war der schönste Soldat, den ich jemals gesehen, nur daß sein Gesicht zuweilen einen schwermüthigen Ausdruck zeigte, der nicht recht kriegerisch aussah. Oft wiederum war er ganz ungewöhnlich heiter; aber wenn ich ihm dann leise in's Ohr sagte: „„Sie sind ja heute recht ausgelassen, mein lieber Adelsberg““ — denn damals nannten wir einander noch nicht Du, weil sich das bei der Ungleichheit unseres Ranges nicht geschickt hätte — so antwortete er: „„Nein, Kapitain Ehrensten, meine Heiterkeit ist nur eine verstellte. Ich geberde mich jetzt wie ein Narr, aber mein Herz ist

von einer Traurigkeit erfüllt, die ich niemals besiegen werde.““

Margarethe seufzte und sagte ihrem Onkel, daß er, da er zärtlich an seinem Freunde zu hängen scheine, ganz gewiß nichts versäumen werde, um dieses kranke Herz zu trösten.

„Ich habe gesehen,“ fuhr der redselige Oberst fort, „wie er von dem Bett, auf welches man ihn gelegt, um seine Wunden zu verbinden, aufsprang, um einem sterbenden Soldaten den Kopf zu stützen, und ich habe ihn sagen hören, daß er das Schicksal dieses Menschen beneidete. „„Der Tod,““ sagte er, „„hat in seiner schrecklichsten Gestalt noch lange nichts so Schreckliches, als das Unglück ist, von einem Herzen verrathen zu werden, von welchem man sich geliebt glaubte.““

„Sicherlich,“ hob Margarethe an, „hat er noch Niemanden gefunden, der versucht hätte, ihn von den Dornen zu befreien, welche ihm das Herz zerreißen. Ich kann mir nicht denken, daß ein Mann von so hohen Talenten und mit einem so gefühlvollen Herzen begabt, wie Du ihm zuschreibst, lieber Onkel, seinen Widerwillen gegen das Leben bewahrt haben sollte, wenn eine hilfreiche Hand ihn seinen geheimen Schmerzen entrissen und wenn die zärtliche Sympathie, die er zu finden verdient, ihm eine hoffnungsreichere Zukunft versprochen hätte. Welch ein Glück wäre es für ihn

gewesen, wenn er der Gatte meiner Tante Christine geworden wäre. Ganz gewiß wäre er dann so glücklich geworden, als er berühmt ist."

„Allerdings, und eben deswegen wünschte er sich den Tod des armen Soldaten."

„Mein Engel," sagte Frau von Stjernfält ganz leise, „Sie kennen den Charakter Ihrer Tante nicht."

Es trat ein tiefes Schweigen ein, welches Oberst Ehrensten endlich brach, indem er sagte, daß er seinen Freund nicht vor Kummer in Helsö sterben lassen werde.

„Ich werde selbst hingehen," setzte er hinzu, „und ihn mit hierher bringen. Die Aerzte sagen alle, daß unser Seebad hier eben so gut sei als das zu Helsö. Wir werden ihn alle pflegen und Du, Margarethe, wirst Dir angelegen sein lassen, ihn vergessen zu machen, daß — doch was schwatze ich denn da! Ich wollte Dir blos sagen, daß Du in seiner Gegenwart und so lange er überhaupt hier sein wird, niemals von Deiner Tante sprechen darfst. Ueberhaupt hat mir außer Dir noch kein Mensch etwas Gutes von ihr gesagt."

Margarethe ward feuerroth. Sie sah mit Schmerz an den Blicken ihres Onkels, daß er ihr ausdrücklich verbot, die Person zu erwähnen, welche sie eben so liebte als achtete. Sie sah nun wohl, daß irgend eine ernste Mißhelligkeit zwischen den beiden Verwandten ge-

standen hatte, daß diese Mißhelligkeit von ihrer gutherzigen Tante vergessen sein konnte, aber daß das hartnäckige Herz ihres Onkels den Groll immer noch bewahrte.

Sie wußte, daß er in seinen Meinungen viel zu zäh war, um auf etwas Anderes zu hören, als auf seine eigenen Ideen; sie wußte, daß er, wenn er sich hätte mit Christina aussöhnen wollen, den Irrthum hätte eingestehen müssen, in welchem er seither in Bezug auf ihren Charakter befangen gewesen.

Fünftes Kapitel.

Frau von Stjernfält gab sich alle mögliche Mühe, der von Oberst Ehrensten an seinen Freund ergangenen Einladung Hindernisse entgegen zu stellen.

Diese Frau gehörte zu jenen Kreaturen, welche, sobald sie sich einmal in einem Hause eingenistet haben, nicht eher ruhen, als bis sie durch Gewandtheit, oder Kriecherei, oder doch zur rechten Zeit und am rechten Orte gegebene Rathschläge die Leitung aller Angelegenheiten an sich gerissen und die Mitglieder der Familie zu Marionetten gemacht haben, die man nach Gefallen lenkt.

Obschon daher Oberst Ehrensten glaubte, sein Wille sei unerschütterlich, wie der Berg Athos, so war es doch nichts weniger als wahr, daß er in seinem Hause nur selten commandirte und daß selten etwas

darin zu Stande kam, was der erfahrenen Gouvernante nicht behagte, in deren Händen er nichts war, als ein Automat. Trotz alledem setzte er doch in zwei Hauptpunkten seinen Willen durch. Der erste betraf seine väterliche Zuneigung zu Margarethen, der zweite, seinen Entschluß, seinen alten Freund zu trösten und ihn in seiner Nähe zu haben.

Vergebens stellte die schlaue Witwe ihm vor, was die Welt sagen würde, wenn er in seinem Schlosse einen Offizier empfinge, der so gut wie in Ungnade gefallen sei und noch dazu, während er seine einzige Erbin bei sich hätte; Oberst Ehrenstein ging von seinem großmüthigen Plane nicht ab, er blieb fest oder vielmehr, er fuhr fort, dem ersten Anstoße zu folgen, welchen Frau von Stjernfält ihm gegeben, denn es muß hier bemerkt werden, daß die Ideen dieser Dame sehr leicht veränderlich waren.

Seitdem sie Kenntniß von dem Briefe des Grafen Adelsberg erhalten, hatte sie ein mächtiges Vorurtheil gegen denselben gefaßt, dessen Rückkehr sie anfänglich durch ein großes Fest zu feiern vorgeschlagen. In ihren Augen hatte das schlichte Kleid der ehrenvollen Mittelmäßigkeit sehr wenig zu bedeuten und sie glaubte, der Held müsse eben so arm an Geist als an Geld sein, weil er sich auf seinem vortheilhaften Posten

weder zu bereichern verstanden, noch sich im Vaterlande eine gute Pension zu sichern gewußt hatte.

Aus diesem Grunde kam sie zu dem Schlusse, daß das Beste, was einem Menschen, der nichts mehr habe, was die Gesellschaft interessire, begegnen könne, sei, in Helsö vor Aerger darüber zu sterben, daß er die schönen Gelegenheiten versäumt, die sich ihm zu seiner Bereicherung dargeboten hatten.

Als sie einsah, daß Oberst Ehrensten's Entschluß unwandelbar fest stand, bewog sie ihre Besorgniß um Margarethen, den Widerwillen zu überwinden, den sie sonst gegen jeden Soldatenrock empfand. Sie machte den Obersten darauf aufmerksam: wenn er seine Nichte den Gefahren einer solchen Bekanntschaft aussetzen wolle, so könne er den Spott- und Stichelreden, welche in der ganzen Umgegend laut werden würden, nur dadurch vorbeugen, wenn er zugleich eine verständige Dame von reiferem Alter, welche die Welt kenne, in seinem Hause wohnen ließe.

Das, was sie weiter hinzufügte, paßte so sehr auf ihre eigene Person, daß Oberst Ehrensten den Augenblick benutzte, um sie zu bitten, doch gefälligst die Person zu werden, welche sie soeben bezeichnet.

Frau von Stjernfält dachte einen Augenblick nach. Sie überlegte, daß die vier Familien, mit welchen sie durch ihren seligen Gatten verwandt war, ihr

schon seit langer Zeit ihre Abneigung viel zu deutlich zu erkennen gegeben, als daß sie jemals hoffen konnte, früher oder später ein gutes Einvernehmen hergestellt zu sehen, und beschloß, sie ihrem bösen Schicksale zu überlassen.

Demgemäß reis'te Oberst Ehrensten ab, um Graf Adelsberg zu holen, und Frau von Stjernfält ward auf Schloß Ehrensten als Oberceremonienmeisterin und Anstandsdame installirt.

Der Oberst war nur wenige Tage abwesend. Er meldete, daß er seinen Freund nur mit der größten Mühe vermocht habe, seine Einladung anzunehmen. Margarethe begann nun zu zweifeln, ob sie recht daran gethan habe, die Partie des Fremden so eifrig zu ergreifen. —

Indessen glaubte sie doch nicht Alles, was Frau von Stjernfält sagte, denn wenn sie die Welt nach dem beurtheilte, was sie hatte sagen hören, so gab es in derselben viele Leute, welche eben so wie sie, in der uneigennützigsten Handlungsweise strafbare Beweggründe entdecken und einen ehrlichen Mann jener strengen Controle unterwerfen, welche am häufigsten ihren Ursprung in der eigenen Moral hat und dem Charakter Anderer einen Schimpf zufügt, der eigentlich ihr selbst gebührt. —

Und überdies, war es wohl nöthig, daß Margarethe

eine fortwährende Begleiterin hatte, um ihren Ruf zu vertheidigen?

Sie dachte bei sich selbst einen Augenblick über das nach, was der Oberst ihr von seinem Freunde gesagt hatte. War er nicht mehr gefährlich als liebenswürdig, außerordentlich empfindlich, seines eigenen Verdienstes sich bewußt und düster und menschenfeindlich? Verrieth er nicht gegen das schöne Geschlecht eine sehr ungünstige Meinung, indem er es mit einer hochmüthigen Herablassung behandelte, welche die außerordentliche Ueberlegenheit bezeichnete, die er dem seinigen zuschrieb? Von welcher Art aber auch seine Irrthümer oder sein Unglück, wie man es nun nennen wollte, sein mochte, so mußten sie den Grafen Adelsberg auf jeden Fall zu einer weniger wünschenswerthen Gesellschaft machen, als andere Personen, welche, indem sie weder seine Ansprüche noch seine Verdienste besaßen, aus diesem Grunde sich auch nachsichtiger gegen Andere zeigen. —

Indessen war er dennoch ein großer Mann und ein berühmter Held, und die Neugier ist ein mächtiges Motiv in unserer Denkungsweise, weil es stets ein großes Vergnügen ist, das zu sehen, was die Welt ein Phänomen nennt.

Endlich kam der Tag, wo der längst Erwartete erscheinen sollte. Während des Frühstücks sagte

Oberst Ehrensten in fast feierlichem Tone zu seiner Nichte:

„Mache Dich fertig, Margaretha, einen wirklichen Helden zu empfangen, einen Mann, den man mit diesem Titel im wahren Sinne des Wortes bezeichnen kann. Ich mache Dich aber darauf aufmerksam, daß ich ihm gesagt habe, er werde hier durchaus nicht genirt sein."

„Was willst Du damit sagen, lieber Onkel?"

„Ich will damit sagen, daß ich, weil ich Adelsberg gleich reinen Wein einschenken will, ihm im Voraus mitgetheilt habe, daß ich zwei Damen bei mir habe und daß dieselben in vielen Stücken andern Frauenzimmern unähnlich sind. Ich habe gesagt, Du wärest ein gutes Mädchen; Du achtetest und bewundertest ihn sehr; Du dächtest nicht wie die, welche glauben, ein Mann müsse ihnen gefällig sein und ihnen überallhin folgen, wo sie gern zeigen wollen, daß sie einen Courmacher haben. Ich habe ihm gesagt, daß Du wenig sprächst, daß man Dich niemals laut lachen höre und daß Du mit keiner jener Koketten zu vergleichen seiest, die, wenn sie einen Gecken in ihrem Netze gefangen haben, damit spielen, wie mit einem Affen, sondern daß Du ein verständiges, solides Mädchen und eine gute Hauswirthin bist und daß ich Dir Triktrak gelehrt habe."

„Ich hoffe," sagte Frau von Stjernfält, „daß Sie mir bei dem Grafen gleiche Gerechtigkeit haben widerfahren lassen, Herr Oberst."

„Ich habe ihm gesagt," antwortete Oberst Ehrensten, „daß ich Sie zwanzig Jahre früher gekannt zu haben wünschte und daß Sie eine sehr hübsche Frau wären."

„Ich bewundere Ihre Offenheit," antwortete Frau von Stjernfält. „Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie dem Grafen gesagt haben, daß ich nicht mehr in meiner ersten Jugendblüthe stehe. Indessen bemerke ich an mir noch nicht jene Farbe des Haares, von welcher man sagt, daß Amors Pfeile davon abprallen." —

Der Oberst, der mit andern Dingen beschäftigt war, antwortete hierauf nicht.

„Ich will meinen Gast mit Ehren empfangen," sagte er. „Meine Bauern werden ihm entgegen reiten und das Diner wird im großen Saale servirt. Ich habe Musikanten bestellen lassen, die sich auf die steinerne Galerie postiren und während des Desserts mehrere gut eingeübte Piecen spielen werden. Margarethe, liebes Kind, Du mußt Dich nach besten Kräften herausputzen. Vergiß nicht, alle Deine Juwelen anzulegen, denn der Graf ist ein sehr schöner Mann, der viel Geschmack besitzt. Du machst die Honneurs meines

Hauses ganz wunderschön und deshalb bin ich in dieser Beziehung durchaus nicht ängstlich, indessen möchte ich doch nicht an Dir die Schüchternheit bemerken, die Du zeigtest, als Du hier ankamst. Du mußt nicht zittern oder roth werden, als ob Du erst die Kinderstube verlassen hättest. Graf Adelsberg besitzt die Manieren eines Mannes, der die glänzendsten Höfe Europa's besucht hat und der mit der Eleganz des Weltmannes den bilderreichen und pomphaften Ton des Orients verbindet. Er ist der König der Courtoisie und ich bitte Dich, die Königin derselben zu werden."

Dieses Feierlichkeitsprogramm, wie man es nennen konnte, war durchaus nicht geeignet, das bescheidene Wesen Margarethens zu beruhigen.

„Welche Aufgabe will man mir zuweisen," dachte sie, indem sie sich auf diesen furchtbaren Empfang vorbereitete. „Ich nehme mir fest vor, das Schicksal eines unglücklichen Helden nicht wieder zu bemitleiden und meine Blicke nicht mehr auf einen blendenden Stern zu heften."

Während sie ihre Toilette fertig machte, trat Frau von Sjernfält ein, die ihr ihr Kompliment machte, indem sie ihr versicherte, daß sie ganz dazu angethan sei, um Eroberungen zu machen.

„Es ist ein Glück für mich," fügte sie hinzu, „daß ich keine solche Absicht habe, denn in der That,

mit meinen Trauerkleidern werde ich keinen Blick auf mich ziehen, besonders wenn ich durch eine solche Schönheit verdunkelt werde. Aber, liebes Kind, wie Sie zittern! Wovor fürchten Sie sich? Allerdings hat Ihr Onkel Ihnen ein wenig Angst gemacht, aber man muß sich durch die Ankunft einer, wenn auch noch so vornehmen Person nicht aus der Contenance bringen lassen. Fürchten Sie sich daher nicht, ich werde Ihnen zur Seite stehen. — Doch, was sehe ich? da kommt der Zug schon die Allee herauf! Ganz gewiß ist der Held nicht mehr weit. Kommen Sie schnell, liebes Kind, eilen wir hinunter, um ihn zu empfangen."

Sechstes Kapitel.

Margarethe hatte die Feder ihres kleinen, niedlichen Rosahutes drei Mal auf und ab gesteckt; sie hatte ihre Locken nach allen Richtungen hin gedreht und ihnen endlich die anmuthigste Form gegeben. Sie zerbrach das Schloß ihres Armbandes, vergaß einen ihrer Handschuhe und kam in dem Augenblicke in dem Saale an, wo die Hörner und Trompeten aufzuspielen begannen. —

Kaum hatte sie sich ein wenig von ihrer Aufregung erholt, als ihr Onkel mit triumphirender Miene eintrat und an der Hand einen Mann in Generalsuniform führte, welcher mit mehrern hohen militairischen Orden geschmückt war.

Ungeachtet der Bläße, welche die Züge dieses

Mannes bedeckte und einen leidenden Zustand verrieth, lag in denselben doch ein so hoher Grad von Adel und Majestät, daß man sofort auf den Gedanken kam, es könne dies Niemand anders sein, als der berühmte Graf Adelsberg.

Er redete Margarethen mit den schmeichelhaftesten und zartesten Worten an. Er sagte, er habe schon längst gewünscht, ihr für die freundliche Pflege zu danken, welche sie seinem besten Freunde angedeihen ließe. —

Er schwieg hierauf und schien ihre Antwort zu erwarten; aber als er sah, daß ihre Schüchternheit sie daran verhinderte, so verließ er sie, um ihr Zeit zu geben, ihre Gedanken zu sammeln. Er machte die Runde durch den Saal und zeigte sich außerordentlich höflich gegen Alle, welche der Oberst zu Ehren seiner Ankunft eingeladen hatte.

Nicht lange darauf kehrte Graf Adelsberg zu Margarethen zurück, setzte sich neben sie und plauderte mit ihr auf eine freundliche, heitere Weise, welche die Befangenheit des jungen Mädchens bald zerstreute.

Oberst Ehrenften rieb sich die Hände; die Freude röthete seine Wangen; er nickte seinen Nachbarn zu und lächelte die Damen an, um dadurch den Stolz zu erkennen zu geben, den er empfand, daß er ein sol-

ches Wunder hatte in sein Haus locken und der Gesellschaft vorstellen können.

Margarethe war von ihren Befürchtungen gänzlich zurückgekommen und gefiel sich darin, die graziösen und vornehmen Manieren des Grafen Adelsberg mit denen der Männer zu vergleichen, welche sie bis jetzt gesehen. Die Elegants der Umgegend verstanden nur eine sehr plumpe Galanterie zu entwickeln, während Graf Adelsberg sich gleichzeitig Bewunderung und Achtung erwarb.

„Ja, ganz gewiß ist er es — der trefflichste und beste aller Menschen," sagte Margarethe ganz leise bei sich selbst. „Welche Schande für sein Jahrhundert, daß er nicht glücklicher ist!"

Die allgemeine heitere Stimmung, welche dieser König der Courtoisie, um den Ausdruck des guten Obersten Ehrensten zu gebrauchen, in dem ganzen Zirkel zu verbreiten wußte, gab Margarethen neuen Grund, ihn zu bewundern. Seine Aufmerksamkeiten gegen sie waren weder zudringlich, noch anmaßend. Sie hatte Muße, seine Züge eben so zu beobachten, als seine Worte anzuhören. Die Zeit hatte vielleicht den Ernst seines Gesichts noch deutlicher hervortreten lassen, aber es zeigte sich darin noch nichts, was das Alter verrathen hätte.

Margarethe machte diese Bemerkung mit einem

gewissen Vergnügen; übrigens verrieth der Graf in seinen Blicken die ganze Lebhaftigkeit seines Verstandes, was der Schönheit seiner Züge einen noch höhern Ausdruck gab. Seine Augenbrauen waren vollkommen schön gewölbt; seine Haltung war würdevoll und verrieth den Denker, aber das Lächeln milderte bald diese strenge Miene und verieth die rührendste Herzensgüte. —

Margarethe bemerkte auch die Melancholie, die er nicht gänzlich verbergen konnte; sie glaubte sogar, ihn mehrmals seufzen zu hören; sie war die Einzige, die es bemerkte.

Sämmtliche Anwesende fuhren fort, sich dem Zauber seiner Gegenwart hinzugeben, und Oberst Ehrenfesten war ganz besonders begeistert, indem er fortwährend rief:

„Das ist der Mann, der mir das Leben gerettet hat.“

„Es ist sonderbar,“ dachte Margarethe, „daß dieser Mann mit seiner vornehmen Miene dennoch eine so heitere und unbefangene Stimmung in unserem Zirkel hervorgerufen hat. Ehe er da war, zitterte Alles vor ihm und jetzt thun Alle, als ob sie ihn schon seit langer Zeit gekannt hätten, ausgenommen ich, die ich vor Sehnsucht sterbe, mit ihm zu sprechen und den-

noch kein Wort zu stammeln wage. Er muß mich wirklich für sehr albern halten. Indessen, ich glaube, er ist zu gutmüthig, um von einem Mädchen, weil es schüchtern ist, gleich so etwas zu denken. Ich bin überzeugt, daß er eine bessere Meinung von mir hat."

Der Tag war zu Ende, und Margarethe hatte es noch nicht über sich gewinnen können, einige Worte an ihren berühmten Gast zu richten, die ihm einen bessern Begriff von ihr beizubringen geeignet gewesen wären. —

Als sie sich am Abend in ihr Zimmer zurückzog, um hier mit Muße ihre Gedanken über den Fremden zu prüfen, folgte ihr ihre Duenna, den Pflichten ihres Amtes treu, auf dem Fuße.

„Es ist wirklich recht langweilig," dachte Margarethe, „daß diese Frau sich fortwährend an meine Fersen heftet."

„Nun, mein Engel," sagte die Witwe, „ich hoffe, Ihre gute Meinung von dem Fremden ist nicht Lügen gestraft worden?"

„Ganz gewiß nicht," antwortete Margarethe mit unzufriedener Miene, denn dieses zudringliche Ausfragen war ihr zuwider.

„Und Sie betrachten ihn als das größte Wunder

der Wunder, durch die man jemals in Verwunderung gesetzt worden?“

„Ja wohl, ja wohl, dafür halte ich ihn.“

„Welchen Scharfsinn Sie besitzen!“ rief Frau von Stjernfält lachend. „Man sieht recht wohl, daß Sie, ebenso wie Ihr guter Onkel, die Welt nicht kennen, weil Sie über etwas erstaunen, was von dem Gleis des Gewöhnlichen ein wenig abweicht!“

„Sie können Recht haben, liebe Freundin.“

„Der Graf scheint mir sehr stolz zu sein, aber man weiß, daß ein Phönix stolz sein muß. Halten Sie ihn wirklich für einen überschwenglich schönen Mann?“

„Liebe Frau von Stjernfält, ich habe ihn noch nicht genau genug in's Auge gefaßt, um Ihnen sagen zu können, ob er stolz oder ein schöner Mann ist.“

„Ei, ei, Fräulein Margarethe, das ist nicht aufrichtig gesprochen.“

Margarethe begann die Geduld zu verlieren.

„Wenn ich ihn zuweilen angesehen habe,“ sagte sie, „so habe ich auch bemerkt, daß Sie besser im Stande sein müssen, über ihn zu urtheilen, als ich, denn er hat Ihnen einen großen Theil seiner Aufmerksamkeit gewidmet und Sie haben fast kein Auge von ihm verwendet.“

Die schöne Witwe fühlte sich durch diese Bemerkung ein wenig verletzt, tröstete sich aber sofort wieder mit dem Gedanken, daß Margarethe nicht ganz Unrecht habe und daß sie ihr die Ehre erzeigte, sie als eine gefährliche Nebenbuhlerin zu betrachten.

„Mein Engel," antwortete sie, indem sie sie bei der Hand faßte, „Sie werden doch nicht glauben, daß er auf verwelkte Reize geachtet habe, während er die ganze Frische und den ganzen Glanz der Jugend in seiner Nähe hatte. Sie belieben zu scherzen und ich habe recht wohl die schmeichelhaften Komplimente gehört, die er an Sie richtete."

„Nämlich in meiner Eigenschaft als Nichte seines Kriegskameraden — das ist Alles. Ich bin nicht eitel genug, liebe Freundin, um zu glauben, daß ich die Blicke eines Mannes, wie Graf Adelsberg, auf mich ziehen könnte. Er schenkt dem Fräulein von Ehrensten einen Theil der Achtung und Freundschaft, die er für seinen alten Freund Claes Ehrensten hegt, weiter nichts." —

„Einen Theil von Achtung! Das muß ich gestehen! Graf Adelsberg sieht wirklich ganz so aus, wie ein Mensch von so kalter Denkungsart! Glauben Sie denn, er sei nicht ganz eben so wie andere Männer von seinem Alter eifersüchtig darauf, einem jungen

schönen Mädchen zu gefallen? Aber ich muß Sie auf etwas aufmerksam machen, liebes Kind, nämlich, daß ich noch niemals eine so verlegene Miene an Ihnen wahrgenommen habe, wie heute. Ihr Benehmen war, Sie entschuldigen, wenn ich es Ihnen so unumwunden erkläre, wirklich manchmal ein linkisches zu nennen; man hätte sollen meinen, Sie kämen erst aus dem von allem gesellschaftlichen Umgange abgeschlossenen Hause Ihrer Tante. O, ich rathe Ihnen sehr, wenn Sie das Herz dieses Wundermannes rühren wollen, es ein wenig anders anzufangen. Ich sage dies nicht, um Sie ärgern zu wollen, aber wirklich, ich kann Ihnen versichern, Sie haben auch nicht ein einziges Mal geschickt auf das geantwortet, was er zu Ihnen sagte. Ihre Verlegenheit, die übrigens von Allen recht deutlich bemerkt ward, war für mich ordentlich peinlich. Vergebens winkte ich Ihnen — Sie achteten nicht auf mich und ich kann daher nicht dafür. Morgen aber, liebes Kind, müssen Sie mehr Unbefangenheit zeigen und dem Grafen einen bessern Begriff von Ihrem Geiste beibringen."

„Ich werde Sorge tragen, Ihren guten Rath nicht zu vergessen, Frau von Stjernfält," antwortete Margarethe trocken, „und ich kann Ihnen mittlerweile nicht verbergen, daß Sie ein wenig Ursache der Zerstreutheit waren, welche Sie mir zum Vorwurfe ma-

chen, denn Ihr Benehmen gegen den Grafen schien ihn so in Verwunderung zu setzen, daß er mir oft seine Aufmerksamkeit entzog. Während des Abends fragte er mich einmal, ob Ihre Trauerkleidung die Folge eines in der letzten Zeit Ihnen zugestoßenen Unglücks sei, und ich habe ihm darauf antworten zu müssen geglaubt, daß Sie das Unglück gehabt, Ihren Gemahl zu verlieren, und daß die Heiterkeit, welche Sie in diesem Augenblicke zeigten und die ihm nach einem solchen Ereignisse seltsam erscheinen müsse, nur durch die frohe Stimmung erzeugt worden sei, welche dieser Tag hervorgerufen. Ich habe hinzugefügt, daß Ihre Traurigkeit im Grunde des Herzens nicht weniger groß sei und daß Sie weit entfernt seien, jemals an eine Wiedervermählung zu denken."

„Das war brav gesprochen, liebes Kind, und ich kann diesen wenigen Worten, welche Sie ohne Zweifel in der besten Absicht gesprochen, hinzufügen, daß ich mich bei Tische, ungeachtet alles Dessen, was Oberst Ehrensten von seinem Freunde sagte, nicht enthalten konnte, einen großen Unterschied zwischen ihm und dem Manne, den ich verloren, wahrzunehmen. Mein guter Jeremias war ein schlichter Mann ohne allen Stolz, er war mit Einem Worte, was man einen schlichten Mann nennt. Nie gab er sich das Ansehen, als ob er von dem Gipfel seiner Höhe auf andere

Menschen herabschaute, wie dieser hochmüthige Graf thut. Doch gute Nacht, liebe Margarethe. Sie haben da schmerzliche Gedanken in mir erweckt, die mich nicht wieder verlassen und mir wenigstens für diese Nacht den Schlaf rauben werden."

Margarethe wartete mit Ungeduld, bis Frau von Stjernfält sich entfernen werde und sobald sie fort war, verriegelte sie ihre Thür, aus Furcht, daß es ihr einfallen könnte, noch einmal zurückzukommen und neue Betrachtungen denen hinzuzufügen, womit sie sie bereits regalirt.

Es beunruhigte sie, daß das ihr von Frau von Stjernfält vorgeworfene ungeschickte Benehmen wahrscheinlich von der ganzen Tischgesellschaft bemerkt worden war. Indessen, konnte man es wohl außerordentlich finden, daß ein junges Mädchen, welches zum ersten Male in so großer Gesellschaft die Honneurs eines Hauses machte, sich ein wenig verlegen zeigte, besonders wenn es sich darum handelte, einen so berühmten Mann zu empfangen, wie Graf Adelsberg? Wenn der Held des Tages auch einige Reize besaß, welchen Eindruck konnten sie wohl auf eine junge Dame machen, deren Vater er hätte sein können? Zweiundzwanzig Jahre Unterschied! Er hatte sein zweiundvierzigstes Jahr zurückgelegt, und war wohl ein Mann von diesem Alter und ohne Vermögen gefährlich

genug, um so schnell die Zuneigung einer jungen Erbin von mehrern Millionen zu gewinnen?

Nichts desto weniger beschäftigte der Gedanke an ihn Margarethen einen großen Theil der Nacht hindurch.

Siebentes Kapitel.

Oberst Ehrensten freute sich so sehr, seinen Freund bei sich zu sehen, daß er eben so wie seine Nichte eines Theils seiner Nachtruhe beraubt ward. Sie standen daher auch beide ziemlich früh auf und fanden sich gleichzeitig in dem Speisesaale ein.

Der Enthusiasmus des Obersten Ehrensten wirkte auf diesen wie eine mächtige Panacee, und er glaubte sich von allen seinen Uebeln geheilt.

Nachdem er Margarethens Morgengruß empfangen, warf er sich wieder auf seine alten Schlachten und sprach davon noch lebhafter als gewöhnlich. Er war eben bei seiner Lieblingsgeschichte, und der Säbel des feindlichen Reiters schwebte über ihm, als sein Lebensretter eintrat.

Margarethens Augen waren unwillkürlich feucht

geworden und ihr Onkel rief ohne weitere Umstände:

„Sieh' nur her, Adelsberg, das Kind weint, weil ich ihm von Deiner heldenmüthigen Tapferkeit erzähle."

Als der Graf sie erröthen sah, that er, als ob er die ihm geltenden Worte seines Freundes nicht gehört hätte und lobte sie wegen dieser gefühlvollen Theilnahme an der Gefahr, welche ihrem Onkel gedroht.

Das Gespräch zwischen den beiden Herren drehete sich dann um eine Menge militairischer Themata, und die beiden Damen sahen sich daher fast ganz vernachlässigt.

Frau von Stjernfält, welche sich ärgerte, daß ihre Morgentoilette, auf welche sie ungewöhnlich viel Sorgfalt verwendet, keine Aufmerksamkeit erregte, sagte leise zu Margarethen, daß es am besten sein werde, wenn sie sich entfernten; der Oberst aber war nicht dieser Meinung, sondern machte eine gebieterische Geberde, welche die Fliehende zurückhielt.

„Warum wollen Sie fort, Frau von Stjernfält? Sie hören ja sonst gern Kriegsgeschichten mit an. Ich kann Dir versichern, Adelsberg, daß auch meine Nichte hier auf dergleichen Geschichten ganz des Teufels ist. Den Feldzug von 59 habe ich ihr wohl hundert Mal

erzählt und sie kann ihn immer nicht genug wieder hören."

„Alle Achtung vor dem Patriotismus der Damen," entgegnete der Graf, „aber es ist nicht recht, daß wir, wenn sie unsere Erzählungen mit ihrer Aufmerksamkeit beehren, sie durch das Eingehen in Details langweilen, in welche sie uns nicht zu folgen vermögen. Darf ich Ihnen wohl zu Ihrem Morgenspaziergange meinen Arm anbieten, Fräulein von Ehrensten?"

Margarethe hatte nicht vergessen, daß ihr Onkel sich sehr oft darüber ausgesprochen, wie unpassend es sei, einen Mann zu zwingen, eine Dame von früh bis Abends am Arme herumzuführen, um mit ihm Parade zu machen. Sie schwieg daher.

Frau von Stjernfält nahm das Wort.

„Herr Graf," sagte sie, „meine junge Freundin leidet an heftigem Kopfweh und sie hat daher die Absicht, einen Versuch zur Heilung desselben dadurch zu machen, daß sie zwei oder drei Freundinnen von ihr einladet, den Tag bei uns zuzubringen."

Diese Mittheilung gefiel dem Obersten durchaus nicht.

„Die Gesellschaft fremder Damen," sagte er, „behagt mir nicht immer; ihre Gegenwart genirt die Freuden der Tafel und überdies haben sie auch immer die

Manie, zu verlangen, daß man sich bloß mit ihnen beschäftige und despotisch den Conversationston vorschreiben zu wollen, der ihnen am besten zusagt."

„Das hängt sehr von dem Gegenstande ab, den man auf das Tapet bringt," bemerkte Graf Adelsberg. „Nehmen wir zum Beispiel an, daß wir uns von dem Kostbarsten unterhalten, was es im Leben giebt, von dem, was die gegenseitige Zuneigung der Familien und Freunde sichert; daß wir die Mittel berechnen, welche das Reich der Tugend erweitern und das des Lasters vermindern können; daß wir von dem Schönen und Erhabenen sprechen; dann werden die Damen, deren Gefühl feiner und zarter ist, als das unsere, mit Vergnügen etwas anhören, worin sie im Stande sind, uns zu belehren. Uebrigens müssen wir uns geschmeichelt fühlen, wenn sie ihren Geschmack der Gefälligkeit, uns anzuhören, opfern, und ihnen für die Theilnahme danken, welche sie an dem nehmen, was uns persönlich angeht."

Frau von Stjernfält glaubte zu träumen, als sie den Grafen so sprechen hörte, und nach dem, was Oberst Ehrensten ihr von seiner Ansicht über die Frauen gesagt, fühlte sie sich versucht, zu glauben, er scherze.

Margarethe empfand darin nur einen Grund mehr, sich weniger befangen gegen ihn zu zeigen und

hoffte, seine Gesellschaft in der Folge noch mehr zu genießen.

„Er ist wirklich ein vortrefflicher Mensch," dachte sie; „man sieht, daß ihm daran gelegen ist, mich nicht fühlen zu lassen, wie hoch er in jeder Beziehung über mir steht. Wie glücklich wäre ich, wenn ich mein Leben mit einem Wesen zubringen könnte, welches ihm gliche! Welch' ein Beschützer wäre er für meine Unerfahrenheit und um wie Vieles besser würde ich werden, wenn ich durch seine Weisheit und Güte geleitet würde."

Oberst Ehrensten hatte ein Project, welches ihn sehr beschäftigte und über welches er sich gern mit seinem Freunde besprechen wollte.

Um das Gespräch darauf zu bringen, bediente er sich eines ziemlich ungeschickten Umweges, der ihm aber sehr natürlich erschien. Indem er nämlich die erste Gelegenheit, den Grafen zu sondiren, benutzte, gab er ihm zu erkennen, wie viel Dank er der Frau von Stjernfält für die außerordentliche Freundschaft schuldig sei, welche sie gegen seine Nichte offenbare.

Graf Adelsberg unterbrach ihn sehr bald mit der Bemerkung, daß diese Freundschaft ihm in der That sehr außerordentlich erscheine.

„Aber sie ist auch aufrichtig und ich versichere Dir, Adelsberg, daß ich bei dem ganz eigenthümlichen

Charakter Margarethens mich darüber wundere. Sie ist allerdings das beste Mädchen von der Welt, aber stolz und auf ihren Namen etwas eingebildet, denn sie ist eine Ehrensten. Uebrigens ist sie etwas unwissend, denn sie hat bis jetzt wenig Gelegenheit gehabt, sich Kenntnisse zu erwerben. Indessen ist sie doch dabei ganz gut erzogen, weiß aber nichts, als was sie von Frau von Stjernfält und im Gespräche mit mir gelernt hat. Ihr gegenwärtiges Vermögen beträgt dreißigtausend Reichsthaler jährlicher Einkünfte und nach meinem Tode wird sie wenigstens noch ein Mal so viel haben."

Graf Adelsberg schwieg.

„Sie ist ziemlich hübsch, nicht wahr?"

Der Graf bemerkte, daß er in Sachen weiblicher Schönheit kein großer Kenner sei.

„Das ist wohl möglich, aber alle Welt findet sie schön, und was das Beste ist, sie besitzt auch gute Eigenschaften des Charakters, so daß ich überzeugt bin, sie werde eine ganz vortreffliche Hausfrau abgeben. Ihre Sanftmuth hat mich ganz umgewandelt. Seitdem sie bei mir wohnt, bin ich viel glücklicher, und obschon sie mich auf eine einzige Flasche Wein täglich beschränkt und alle Ragouts, die ich so gern aß, die mir aber allemal so schlecht bekamen, von meinem Tische verbannt hat, so kann ich doch nicht anders als sagen, daß

sie ein vortreffliches Herz hat. Sie hat mich von meinem auffahrenden Wesen gänzlich geheilt, und wenn mich die Lust, zornig zu werden, anwandelt, so sehe ich sie bloß an und halte an mich, aus Furcht, ihr wehe zu thun. Auch fange ich an zu glauben, daß wir Beide Unrecht hatten, Adelsberg, wenn wir alle Frauen ohne Ausnahme für nichtsnutzig erklärten."

„Ich kann mich nicht entsinnen, daß ich jemals diese Behauptung ausgesprochen hätte, lieber Ehrenften."

„Nun wohl, wenigstens hast Du das, was ich in dieser Beziehung sagte, immer ruhig mit angehört, ohne mir Schweigen zu gebieten, und ist das nicht beinahe dasselbe? Doch Scherz beiseite, meine Meinung ist, daß Du, wenn Du in Schweden bleibst, sehr wohl daran thun wirst, wenn Du heiratheft."

„Ich werde diesem Rathe folgen, wenn Du mir auch mit dem Beispiele vorangegangen sein wirst."

„St! was ich sage, ist durchaus kein Scherz. Bedenke, daß Du zwanzig Jahre jünger als ich und weder einäugig noch sonst verkrüppelt bist."

„Abgesehen davon, daß ich weder Vermögen noch Gesundheit besitze."

„Wohlan, eine liebenswürdige Frau mit einer guten Jahresrente wird Dich von diesen Uebeln heilen. Mein Freund, ich sage es Dir in vollem Ernste noch

einmal, Du mußt heirathen. Ich vermuthe, was Dich zurückhält, aber ich wundre mich, daß ein Mensch von gesundem Verstande, wie Du, nicht genug Entschlossenheit besitzt, um —"

„Nun, um?"

„Um das Andenken an eine Unwürdige aus Deinem Herzen zu verbannen."

Adelsberg zuckte zusammen; er versuchte sich zu fassen und konnte weiter nichts sagen als:

„Brechen wir ab von diesem Gegenstande, lieber Ehrenstein."

Der ernste Ton, in welchem der Graf diese Bitte aussprach, ließ den Obersten bereuen, was er gesagt. Er ergriff die Hand seines Freundes und bat ihn um Verzeihung.

„Du hast mich falsch verstanden," sagte der Graf. „Nicht mein Herz ist es, sondern meine Erinnerung, was meiner Ruhe schadet. Ich bin nicht der ächzende Sclave der Liebe, aber ich habe auch noch nicht das Uebel vergessen können, welches sie mir zugefügt. Indessen versichere ich Dir, daß ich niemals versucht habe, zu erfahren, was aus ihr, die mich so grausam getäuscht hat, geworden ist. Ich weiß nicht, ob sie noch lebt und ich hoffe niemals, weder von ihr reden noch ihren Namen aussprechen zu hören. Indessen bin ich ihr doch eine Verbindlichkeit schuldig, sie hat mich

gelehrt, ihrem treulosen Geschlechte zu mißtrauen; auch habe ich mich seitdem niemals wieder auf diese Weise hintergehen lassen."

„Sie war auch das einzige Weib auf der Welt, welches im Stande war, so mit Dir zu spielen."

„Und auch die Einzige, deren Handlungsweise mich am tiefsten schmerzen mußte. Sie besaß ein gutes Mittel, um mich zu quälen. Ich war trunken von ihren Reizen und sie benutzte dieselben, um mich zu Boden zu drücken. Ich war jung, feurig, leichtgläubig — es war meine erste Liebe. Tausend Ideen von Glück erfüllten mich, es war, als ob ein Wahnsinn sich meiner bemächtigt hätte, so sehr hatte die Wonne, welche ich erwartete, meine Phantasie aufgestachelt! Ich glaubte in der Treulosen alle Eigenschaften wahrzunehmen, welche man einem engelgleichen Wesen beilegt. Lieber Clas, ich mag nicht daran denken, — mein Freund — doch welche Kinderei! Wie! Thränen — um eines Weibes willen! Lassen wir dies. Lieber Ehrensten, meine Rückkehr nach Schweden hat mich auf eine Idee gebracht — sage, kann ich noch in meinem Privatleben auf einige Genüsse hoffen? Sprich Dich ganz frei aus."

„Was willst Du mit dieser Frage sagen? Ich verstehe Dich nicht."

„Mein Vermögen ist, wie Du weißt, jetzt auf

einen ziemlich geringen Betrag reducirt; aber wenn es mir auch einfallen sollte, zu heirathen, so würde ich mich doch auf keinen Fall um eins jener Musterbilder von Dummheit oder Häßlichkeit bewerben, welche man auf einem goldenen Piedestal sitzen sieht, um zu warten, bis feile Anbeter, welche aus Geiz lieben lernen, sich zu den Füßen des Götzenbildes niederwerfen, um von ihm angenommen zu werden. Wenn ich mich dazu verstehe, eine Frau zu nehmen, so verlange ich von ihr bloß ein hinreichendes Einkommen, um auch ferner ein, wenn auch nicht verschwenderisches, doch sorgenloses Leben führen zu können. Ich will, daß sie nachsichtig gegen meine Fehler sei, und wenn ich noch Ansprüche darauf machen kann, eine solche Frau zu verlangen, wie sie mir zusagt, so werde ich ihre Sanftmuth und ihr gutes Verhalten durch ungetheiltes Vertrauen vergelten und es für meine Pflicht halten, ihr Glück auf alle in meinen Kräften stehende Weise zu befördern."

Oberst Ehrensten, welcher sich nicht wenig freute, den Grafen so auf seine Ansichten eingehen zu hören, rieb sich die Hände und rief:

„Wohlan, mein Freund, das kann sich Alles machen. Wie wäre es, wenn ich nun diese Frau schon gefunden hätte?"

„Das ist wohl möglich, aber wie willst Du es machen, daß sie mich mit meiner Armuth und meinem traurigen Gesichte lieben lerne? Ich könnte thun, was ich wollte, um ihr zu gefallen und mich in ihren Augen interessant zu machen; sie würde mich doch nur als einen Sonderling oder wenigstens als einen sehr eingebildeten Menschen betrachten, der übertriebene Ansprüche mache."

Der Oberst schien nachzudenken. Er ging einige Mal im Zimmer auf und ab, rieb sich die Hände und sagte dann mit der Miene eines Menschen, der das hat, was ein Anderer sucht:

„Gut, gut, lieber Freund, sprich Dich nur weiter aus; ich höre Dich; vielleicht können wir Dich noch befriedigen."

„Wohlan, da Du diesen Ton anschlägst, so gehe ich auf den Scherz ein. Ich sage Dir daher ganz frei heraus, wenn ich eine Frau nehme, so will ich sie reich, jung, schön und liebenswürdig; ich will sie sanft, geistreich und verständig. Ich will, daß sie Geschmack in allen Dingen habe und daß ihr Herz edelmüthig sei. Wenn eine solche Frau auf meine anmaßenden Wünsche eingeht, so werde ich offen gegen sie sein und ihr mittheilen, daß mein Vermögen dazu verwendet worden ist, um meinen Rang und den Ruhm des

Staates zu behaupten; daß ich Gutes gethan, mir aber dadurch nur Feinde erworben habe, welche den Wohlthäter verabscheuen und die Geschenke leugnen. Ich werde ihr sagen, daß, da die Natur mir nicht Ehrgeiz genug verliehen hat, um mich der ersten Stellen im Staate zu bemächtigen und auch nicht Schlechtigkeit genug, um mich zum Haupte einer Partei aufzuwerfen, meine Verluste unersetzlich sind. Ich werde ihr sagen, daß die Arbeiten, die ich unternommen und die ungesunden Himmelsstriche, die ich bewohnt, mir Krankheiten zugezogen haben, welche, ohne gefährlich zu sein, mich genug haben leiden lassen, um meine Gemüthsstimmung unerträglich und das Leben mir zur Last zu machen. Ich schließe diese angenehme Schilderung meiner Persönlichkeit mit der Versicherung, daß die Seele, welche meinen schwachen Körper bewohnt, durch die langen Kämpfe mit dem Unglücke müde geworden ist, daß ich die Welt hasse und daß ich mit mir selbst unzufrieden bin. Ich hoffe, daß es mir mit dieser offenen Sprache gelingen werde, eine junge und liebenswürdige Dame zu überreden, ihr Leben mit einem vollkommenen Misanthropen in der Einsamkeit zuzubringen. Findest Du immer noch, daß die Sache sich so leicht machen werde, lieber Ehrensten? Und wirst Du mich die Person kennen lehren, der ich zu begegnen wünsche? Wenn dies der Fall ist, so erlaube ich Dir, sie während der

ganzen Zeit meines Lebens zu meiner steten Begleiterin zu machen."

Graf Adelsberg bemerkte, daß, während er sprach, das Gesicht seines Freundes sich bedeutend verlängerte. Der Oberst fand das, was er hörte, dem, was er erwartet hatte, so zuwiderlaufend, daß er sich nicht enthalten konnte, auszurufen:

„Na, das sind schöne Geschichten, die Du mir da vormachst. Das wäre allerdings hinreichend, allen Mädchen, die Dich hören, einen Abscheu vor der Ehe beizubringen. Aber nimmermehr wirst Du mich glauben machen, daß dies Dein Ernst und dieses Portrait das Deine sei. Diejenigen, welche Dich am Tage Deiner Ankunft hier gesehen und gehört, werden niemals glauben, daß Du ein unverbesserlicher Sonderling und ein unheilbarer Kranker seiest."

Graf Adelsberg erwiderte, daß es ihm übel angestanden haben würde, an dem Tage, wo er das Glück gehabt, seinen ältesten Freund wiederzusehen, nicht fröhlich und heiter zu erscheinen, und die Schilderung, die er ihm so eben von seinem Charakter gemacht, sei deßwegen nicht weniger wahr.

„Es ist dies freilich ein Unglück," setzte er hinzu, „indessen hoffe ich, daß dies uns nicht verhindern wird, ganz vortrefflich mit einander zu leben. Du bist mein

Nachbar; ich werde in Deinen Forsten jagen, Deine Gemälde und Deine Gärten ansehen und mich mit Dir jenem wonnigen Nichtsthun widmen, welches ich so lange der eitlen Hoffnung geopfert, das Glück meiner Mitmenschen zu begründen."

Achtes Kapitel.

Ungeachtet aller wechselseitigen Erklärungen wünschte Oberst Ehrensten den Grafen so lange als möglich bei sich zu sehen und glaubte mit Grund, daß Margarethe in dieser Beziehung eine gute Fürsprecherin sein werde.

Er forderte sie daher auf, alles Mögliche aufzubieten, um ihrem Gaste den Aufenthalt auf dem Schlosse angenehm zu machen. In Folge dieses Wunsches traten ihre nur oberflächliche Kenntniß der schönen Künste und ihre noch unausgebildeten Talente zu Tage. Dadurch erhielt sie Gelegenheit, einzusehen, daß der Graf ihr an Kenntnissen und Geschmack weit überlegen war. Er erlaubte sich zuweilen bescheidene Bemerkungen über das Wissen der jungen Dame und machte sie mit der größten Delicatesse und Schonung auf die Fehler aufmerksam, welche Mangel an Studium oder Uebung sie begehen ließ.

Eines Tages nahm Margarethe auf den Wunsch ihres Onkels ihre Harfe und begleitete sich zu einer italienischen Arie, nachdem sie wiederholt versichert, daß sie sich schäme, ihr Ungeschick vor einem Kenner zur Schau zu tragen. Ihre Stimme zitterte, als sie sank und ihre Finger waren ohne Kraft.

Und doch schien Graf Adelsberg sie mit Vergnügen zu hören. Er trat näher zu ihr hin, wendete ihr das Notenblatt um, lobte ihren Geschmack hinsichtlich der Wahl ihrer Musikalien, die von den besten Componisten herrührten und sagte, wenn sie nur ihrer Befangenheit Meister werden könne, so würde ihr Spiel und ihr Gesang bedeutend gewinnen.

Margarethe stand auf, sobald sie mit ihrem Stück zu Ende war und bot ihren Platz der Frau von Stjernfält an, welche sich nach vielem Zieren und Kokettiren an die Harfe setzte. Sie sang die französische Romanze von Rousseau, aber auf so komische Weise und besonders den Refrain „Plaisir d'amour ne dure qu'un moment!“ mit so spaßhaften Seufzern, daß der Graf sich kaum des Lächelns enthalten konnte.

Frau von Stjernfält, welche nicht Margarethens Schüchternheit, sondern im Gegentheile eine tüchtige Portion Dreistigkeit besaß, sang hierauf aus Galanterie gegen den Helden, der sie hörte, eine Bravourarie. Um glauben zu machen, sie besitze eine sonore Stimme,

schrie sie, wodurch scharfe und unangenehme Töne zum Vorschein kamen und verwickelte sich in der Begleitung, in welcher sie kühne Variationen anzubringen suchte, dermaßen, daß Adelsberg kaum mehr an sich zu halten vermochte. Ein Anfall von Husten, den er nicht bemeistern konnte, rettete ihn glücklicherweise vor unaufhörlichem Auflachen.

Oberst Ehrensten lief nach der Klingel und bestellte ein Glas Wasser; von weit größerer Wirkung jedoch war in diesem Augenblicke das Schweigen der Virtuosin.

Der Graf hielt sich indessen für verbunden, der Sängerin ein Kompliment zu machen; als er aber sprechen wollte, fing der Husten wieder an und er sah sich daher wieder genöthigt, sich auf eine zierliche Verbeugung zu beschränken.

Oberst Ehrensten, der trotz seiner geringen musikalischen Bildung recht gut bemerkt hatte, was die Ursache dieses Hustens war, schlug vor, einen Spaziergang zu machen, und bald sprach man von allem Möglichen, nur nicht von Musik.

Im Verlaufe der Zeit ward Margarethe in der Verehrung, welche sie einem so seltenen Manne schuldig zu sein glaubte, nur bestärkt. Sie sah an ihm nur elegante Manieren und seine ganze Denkungsweise erschien ihr ehrenwerth, klug und edel. Mit Vergnügen

bemerkte sie auch, daß der Kriegsheld kein Freund der Heiterkeit war und daß er sich gern in das mischte, was man die Conversation der Damen nennt.

Wenn aber der große Alcide seine Löwenhaut und Keule zu Omphale's Füßen niederlegte, um mit ihr zu spinnen, ihre Schönheit zu bewundern und sie ihre Nebenbuhlerinnen kritisiren zu helfen, so wurden diese deßwegen doch nicht vergessen. Man konnte ihm unseren Helden vergleichen, den nichts hätte bewegen können, der ursprünglichen Würde seines Charakters etwas zu vergeben.

Margarethe nahm es durchaus nicht übel, daß er sich öfter an Frau von Stjernfält wendete, als an sie, und ihr große Aufmerksamkeiten erwies. Er wußte die in der Gesellschaft gebräuchliche Galanterie auf geeignete Weise anzuwenden, aber er setzte sich nicht der Gefahr aus, durch den Wunsch, aufrichtig zu scheinen, unhöflich zu werden.

Ohne Zweifel hatte er alle Schwächen der schönen Witwe längst durchschaut, aber er benutzte dieselben nicht, um sie in den Augen Anderer lächerlich zu machen. Graf Adelsbergs glänzender Geist brauchte nicht zur Bosheit seine Zuflucht zu nehmen, um mit Vortheil zu Tage zu treten.

Dabei aber gab er Margarethen fortwährend so viele Beweise von Aufmerksamkeit und Zuneigung,

daß ihr Onkel überzeugt war, das einfache Mädchen habe den Helden erobert.

Da Oberst Ehrenstein seine militairische Taktik nicht nach dem Fabius'schen System gebildet hatte, so darf man sich nicht wundern, daß er den Gang seiner häuslichen Arrangements möglichst zu beschleunigen suchte. —

Er hatte sich nicht so bald überzeugt, daß Graf Adelsberg so liebte, wie es einem Menschen von gesundem Verstande erlaubt ist zu lieben, als er zu erfahren suchte, ob seine Nichte vielleicht Lust habe, die gewöhnlichen Launen und Grillen, welche junge Damen in solchen Verhältnissen zeigen, ebenfalls zu entwickeln. Er hatte den Vorzug bemerkt, den Margarethe dem Grafen einzuräumen schien und er ließ seinem Scharfsinn Gerechtigkeit widerfahren, um zu glauben, daß diese Vorliebe eher zunehmen als wieder verschwinden könne.

Die Schwierigkeit war nur, vollständig in ihrem Herzen zu lesen, und der gute Oberst glaubte nicht sich eines Mangels an Zartgefühl schuldig zu machen, wenn er ihr ein Geheimniß entrisse, welches von einer Dame stets schwer zu erlangen ist.

Margarethens Charakter war offen und edelmüthig; sie besaß eine aufrichtige und wahre Zärtlichkeit des Gefühls und war nur zu schüchtern, ein Fehler, der in

ihrer Unerfahrenheit und übergroßen Bescheidenheit seinen Grund hatte.

Es gehörte nicht viel Gewandtheit dazu, um das Geheimniß eines so geformten Herzens auszuforschen, besonders nachdem ihr Onkel ihr gesagt hatte, er sei überzeugt, daß Graf Adelsberg sie bewundere und daß es sein heißester Wunsch sei, sie als seine Gattin zu sehen. —

Margarethe ließ ihren Kopf auf die Schulter ihres Onkels sinken und sprach, vor Ueberraschung und Freude weinend, ihre Befürchtung aus, daß sie niemals ein solches Glück verdienen werde. Dann gestand sie, daß das ihrige davon abhinge, ihr Leben an der Seite des Grafen Adelsberg zuzubringen.

Tief erröthend über das, was sie so eben gesagt, bat sie ihren Onkel, seinem Freunde nichts von dem Geständnisse mitzutheilen, welches er ihr so eben entrissen. Der Oberst versprach ihr diese Geheimhaltung sehr gern, worauf sie sich sehr zufrieden von einander trennten.

Obschon aber Oberst Ehrensten fest entschlossen war, Margarethens Geheimniß zu bewahren, so glaubte er doch ihr nicht zu schaden, wenn er tiefer in die Gesinnungen einzudringen suchte, welche der Graf für sie zu hegen begann. Ein umsichtiger Liebhaber konnte zum Reden angeregt sein wollen, wenn das Zartgefühl

ihn davon zurückhielt, und bald fand der Oberst Gelegenheit, den Grafen zu nöthigen, sich auf bündige Weise zu erklären.

Eines schönen Morgens, als die beiden Krieger mit einander in dem auf der Südseite des Schlosses gelegenen Salon saßen und sich an den warmen Strahlen freuten, begann der Oberst die Unterhaltung mit folgenden Worten:

„Lieber Adelsberg, ich will Dir durchaus nicht etwa ein Compliment machen, aber ich kann Dir versichern, daß Du, seitdem Du bei uns bist, wenigstens zehn Jahre jünger geworden zu sein scheinst."

„Meine Gesundheit," antwortete der Graf, „hat sich allerdings, Dank der Pflege, die ich hier genieße, bedeutend gebessert. Ich genieße hier die größte Ruhe und bleibe von Aerzten verschont. Auch glaube ich, daß die Diät, welche Deine liebenswürdige Margarethe eingeführt hat, mir eben so zuträglich ist, als Dir."

„Deine liebenswürdige Margarethe! Sehr schön," dachte der Oberst. „Ich hoffe," sagte er laut, „daß unsere Gesellschaft Dir nicht mißfällt; Du scheinst Dich daran zu gewöhnen. Auf meinem Schlosse genießt man aber auch eine Freiheit, wie selten anderwärts, und dennoch bemerke ich, daß, während es Dir hier vollkommen freisteht, Deiner Neigung zum stillen Nachdenken nachzuhängen und einsame Spaziergänge aufzu-

suchen, Du doch am häufigsten bei den Damen anzutreffen bist. Sage mir daher nur nicht, daß Du auf Deinen Gütern als Eremit leben willst, während Du für die Gesellschaft mehr geschaffen bist, als sonst Jemand."

„Biete mir überall eine Gesellschaft wie die, welche ich auf Schloß Ehrenstein genieße und ich bin ganz Deiner Meinung."

„Aber es kommt ja nur auf Dich an, diese Gesellschaft für immer zu behalten. Ich werde sehr gern die Hand dazu bieten, wenn es Dich glücklich machen kann." —

Graf Adelsberg seufzte und schwieg.

„Wirklich, lieber Freund," fuhr der gefällige Oberst fort, „ich wollte, dieses Schloß wäre Dein Eigenthum, und wenn ich Dich als meinen Erben betrachten könnte, so würde dadurch ein Wunsch verwirklicht, den ich schon längst gehegt. Du hast mir das Leben gerettet, und da die Mittel, mich für einen solchen Dienst dankbar zu zeigen, jetzt in meinen Händen sind, so mußt Du Dich dazu verstehen, den Lohn anzunehmen, welcher Deinem Muthe gebührt."

„Aber, lieber Ehrenstein, hast Du Dir auch überlegt, was Du da sagst?"

„Ja wohl, ich habe es mir reiflich überlegt und sehe kein Hinderniß dagegen."

„Mein edelmüthiger Freund, ich will mich nicht stellen, als verstünde ich Dich nicht; da Du aber ein Mann von Verstand und Grundsatz bist, so wirst Du diesem Dankbarkeitsproject entsagen, denn es ist Deiner in keiner Beziehung würdig. Der geringste Soldat, der sich an meiner Stelle befunden hätte, als Dein Leben bedroht war, würde gehandelt haben wie ich, und nun willst Du ein reizendes Mädchen zwingen, die Belohnung des Dienstes zu sein, den ich Dir geleistet und sich der viel zu großen Erkenntlichkeit zu opfern, welche Du mir schuldig zu sein glaubst."

„Opfern! was sagst Du da?"

„Ohne Zweifel. Weißt Du nicht mehr, was ich gesagt habe? Darnach beurtheile, ob Du Recht haben kannst."

„Wenn nun aber das reizende Mädchen die Sachen von einer andern Seite sieht?"

„Ruhig, ich mag nichts davon wissen. Wenn ich so eingebildet wäre zu glauben, daß sie sich für mich interessiren könnte, so verließe ich Dein Schloß noch diese Minute. Es wäre eine Schande für mich, wenn ich von Deiner romantischen Großmuth und der Unerfahrenheit einer jungen Erbin Nutzen ziehen wollte. Niemals werde ich meinen Feinden das Recht geben, zu sagen, daß ich, nachdem ich vergebens gesucht, auf der Bahn des Ehrgeizes mein Glück zu machen, in dem

gefühlvollen Herzen eines Mädchens ein sicheres Mittel gesucht habe, zum Reichthum zu gelangen, besonders wenn die, welche die goldene Palme hält, erst zwanzig Jahre alt ist."

„Was das für Reden sind!" rief der Oberst, indem er ärgerlich mit dem Fuße stampfte. „Wohlan, bleibe diesem stolzen Gedanken treu; sei arm und unglücklich, um einer Welt zu gefallen, welche, wenn Du reich und mächtig wärest, sich Dir zu Füßen werfen würde. Ich möchte aber doch wissen, was Du an meiner Margarethe auszusetzen hast?"

„Durchaus nichts. Aber unter uns gesagt, würde sie nicht tausenderlei an mir auszusetzen haben?"

„Wenn ich Dir aber sage — wir wollen einmal annehmen, daß sie nichts an Dir auszusetzen hätte."

„Ich bitte Dich, lieber Freund, dieses Thema ruhen zu lassen. Ihre Zurückhaltung und ihr Ernst gegen mich beweisen mir, daß sie weit entfernt ist, mir ihre Liebe zu gewähren, und der Unterschied unserer Jahre und unserer Gewohnheiten macht die Voraussetzung unmöglich, daß sie mich jemals mit ihrer Wahl beehren werde. Ich begreife Deine Absicht recht wohl, lieber Freund, aber Fräulein Margarethe würde nur aus Nachgiebigkeit gegen Deinen Willen darauf eingehen. Du würdest sie gewissermaßen zum Opfer Deiner Dankbarkeit machen. Sie ist ein Kleinod, nach

welchem viele Männer von meinem Rang, die glücklicher sind als ich, streben werden, aber ich schwöre bei meiner unbefleckten Soldatenehre, daß ich sie bis heute mit einer so reinen Zuneigung betrachtet habe, als ob sie meine Tochter wäre. Ich habe weder ihr Urtheil irre zu leiten, noch ihre Phantasie zu entflammen gesucht. Ich habe meine Fehler und Mängel nicht verhehlt, noch ihren Reizen Weihrauch gestreut. Ich habe mich niemals gefragt, ob es geschehen könne, daß ihre Reichthümer meine Armuth verwischten und ob ihre süße Theilnahme geeignet wäre, die Wunden meines Herzens vernarben zu lassen. Ich habe sie wie eine Fremde betrachtet, auf welche eben ihre Vorzüge mir verwehrten Anspruch zu machen, und mit welcher es mir nicht erlaubt wäre, ein anderes Band zu knüpfen als das der Freundschaft. Meine Wünsche für ihr Glück sind daher eben so frei von jedem persönlichen Interesse, wie die Deinigen. Ich wiederhole es noch einmal — wären ihre Reichthümer auch noch zehnmal größer, so würde ich doch nicht der Lauterkeit meiner Gesinnungen entsagen, um auf einem meiner nicht würdigen Wege mein Glück zu machen."

Der Oberst, der anfangs über das, was er als einen Korb betrachtete, nicht wenig entrüstet gewesen war, ward durch diese nähere Erklärung des Grafen

wieder besänftigt. Er streckte ihm freundschaftlich und versöhnt die Hand entgegen und rief:

„Du bist der edelste aller Menschen, Adelsberg; indessen thut es mir sehr leid, nichts aus Dir machen zu können."

„Du wirst eher alles Andere aus mir machen, als einen anmaßenden Egoisten, der sich überreden wollte, ein junges schönes Mädchen habe sich in sein bleiches Gesicht und seine ernste Miene verliebt. Nun aber, wenn ich Dich überzeugt habe, daß es nicht die wandelbaren Meinungen der Welt, sondern die Vorwürfe meines Herzens sind, was ich fürchte, so werde ich Contreordre wegen meiner Abreise geben, die sofort stattfinden sollte, um mich Deinen viel zu großmüthigen und ganz am unrechten Orte angebrachten Anträgen zu entziehen."

Nach dieser Unterredung trennten sich die beiden Freunde. Der Oberst war durchaus nicht darauf gefaßt gewesen, sein Lieblingsproject durch Einwürfe scheiertn zu sehen, welche, wenn sie Jemand anders als Graf Adelsberg vorgebracht hätte, ihm blos als eine schlaue List erschienen wären. Nichts desto weniger beschloß der Graf, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um das Schloß zu verlassen.

Neuntes Kapitel.

Der Ernst, welchen Margarethe an den beiden Herren wahrzunehmen glaubte, beunruhigte sie.

Sie sah, daß ihr Onkel seine gute Laune verlor und Alles tadelte. Das Essen taugte nichts und der Wein schmeckte ihm nicht. Er schalt seine Diener aus und jagte seinen alten Mops von seinem warmen Winkel am Ofen hinweg.

Graf Adelsberg sprach sehr wenig, oder schien zerstreut zu sein, oder plauderte über allerhand Gemeinplätze mit Frau von Stjernfält — mit Einem Worte, der vollständigste Ernst schien sich der kleinen Gesellschaft im Schlosse zu bemächtigen.

„Mein Onkel hat mich verrathen," dachte Margarethe, „und der Graf verachtet mich; ich werde diesen Schimpf nicht überleben."

Sobald sie sich einmal mit ihrem Onkel allein sah, benutzte sie diesen Augenblick, um ihn zu fragen, ob zwischen ihm und Graf Adelsberg etwas vorgefallen sei. —

Der Oberst antwortete zuerst:

„Nein, über die fragliche Angelegenheit nichts.“

Gleich darauf aber setzte er hinzu, er habe erforschen wollen, was der Graf in der gedachten Beziehung denke, es sei ihm aber nicht möglich gewesen, etwas Genügendes zu ermitteln.

„Deine Freundschaft wird mir einen grausamen Dienst geleistet haben,“ rief Margarethe. „Ach, wenn der Graf ein Recht zu haben glaubt, mich zu verachten, so will ich die Welt auf immer meiden. Du hast mich seiner Verachtung preisgegeben, Onkel — o mein Gott, wie unglücklich bin ich!“

„Was zum Teufel ist Dir denn, Du kleine Närrin? Beruhige Dich doch. Wie könnte es dem Grafen einfallen, Dich zu verachten? — Er denkt sogar sehr gut von Dir.“

„O wie sehr fürchte ich das Gegentheil! Er ist stolz und uneigennützig, und es war daher sehr unangemessen, ihm den Antrag zu machen, daß er mich zur Frau nehmen solle.“

„Ach was da, wenn er nicht so hartnäckig wäre, so könnte man ihn mit leichter Mühe überreden.“

„Ich hoffe aber wenigstens, lieber Onkel, daß Du nach dem, was er Dir gesagt haben wird, nicht weiter auf Deinem Antrage bestanden bist — Du hast ihm doch nicht etwa gesagt, wie günstig ich für ihn gestimmt bin?“

Der Oberst ward böse.

„Wofür hältst Du mich denn, liebe Nichte, wenn ich fragen darf? Glaubst Du, ich wisse nicht, was Klugheit sei? Willst Du mich etwa auch noch ärgern? Nun fällt alles über mich her! Ich für meine Person mag ja gar nicht heirathen, und eben so wenig fällt mir ein, Jemanden wider seinen Willen zwingen zu wollen. Also sehet, wie Ihr mit einander fertig werdet. Graf Adelsberg ist Dir sehr gewogen; ja ich glaube, er liebt Dich, aber er will Dich nicht heirathen — so steht die Sache.“

„Aber ich bitte Dich, lieber Onkel, mir zu sagen, ob Du dem Grafen Grund gegeben hast, meine besondere Zuneigung zu seiner Person zu muthmaßen?“

„Wenn ich das gethan hätte, so hätte ich daran sehr unrecht gethan und würde mich schuldig bekennen. Uebrigens behauptet er, wenn er Dich heirathet, so würde die Welt sagen, er thue es um Deines Vermögens willen. Du würdest noch tausend Partieen finden, die besser für Dich paßten als er — kurz, er stellt eine

Menge Gründe auf, von welchen der eine eben so abgeschmackt ist, als der andere."

Der Oberst schwieg, fügte aber bald darauf hinzu:

„Trotz alledem ist er ein Mann, der sehr richtig denkt und urtheilt."

Diese Bemerkung hatte für Margarethen nothwendig etwas Verletzendes und sie fing an zu weinen. Ihr Onkel bereuete sofort, was er gesagt, und um sie zu trösten, meinte er, sie thue sehr unrecht daran, sich in einen so gleichgültigen und krittlichen Menschen zu verlieben, und dann beklagte er sich über sein Schicksal, welches ihn zwischen zwei so sonderbare Wesen gestellt.

„Wenn," sagte Margarethe, als sie allein war, bei sich selbst, „meine Liebe von dem Gegenstande, der sie einflößt, ignorirt wird, oder wenn seine Seele groß genug ist, um die Verehrung, die ich für ihn empfinde, stillschweigend hinzunehmen, so werde ich seine Weigerung nicht blos mit Ergebung ertragen, sondern auch stolz sein auf meine Liebe zu ihm, die ich ihm immer bewahren werde. Meine Tante kann nun ganz ruhig sein über die Gefahren der Welt, welche sie so sehr für mich fürchtete; sie braucht vor den falschen Verführungskünsten der Männer keine Angst zu haben. Das Herz, welches sich einem Adelsberg gewidmet hat, ist gegen alle Gefahren gesichert. Er kann wohl seinen strengen Grundsätzen gemäß sich weigern, mein Vermö

gen zu theilen, aber er wird nicht verhindern, daß ich ihm dennoch mit Herz und Seele angehöre."

Margarethe dachte nun nach, welches Verhalten der seltenen Uneigennützigkeit des Grafen gegenüber das angemessenste sei und benahm sich gegen ihn noch zurückhaltender und würdevoller als vorher.

Obschon aber ohne Erfahrung in der Liebe, sagte ihr doch ihr Herz, daß ihr Benehmen gerade das sei, welches wahrhaft Liebende sehr oft heucheln, weßhalb sie nicht hoffen konnte, dadurch das zu verbergen, was sie empfand.

Nun wollte sie die Unbefangene und Sorglose spielen. Sie affectirte übertriebene Heiterkeit, besonders wenn Herrenbesuch da war. Ach, leider behauptete sie nur mit Mühe eine Rolle, die immer in Thränen endete. —

Uebrigens zitterte sie auch bei dem Gedanken, daß es ihr nicht möglich sein werde, einen Mann von so vielem Scharfsinn zu täuschen. Sollte sie sich der Gefahr aussetzen, sich in seinen Augen herabzuwürdigen, indem sie die Kokette spielte und seine Achtung zu verlieren, weil er kein zärtliches Gefühl gegen sie verrieth?

Nein, Margarethe mußte der Natur treu bleiben, und wenn sie Graf Adelsberg keine Liebe einzuflößen vermochte, so durfte sie sich wenigstens nicht seine Verachtung zuziehen.

So standen die Dinge mehrere Tage lang, als glücklicherweise mehr Gesellschaft auf das Schloß kam, wodurch Margarethens peinliche Gedanken einigermaßen zerstreuet wurden.

Sie erhielt dabei auch Gelegenheit, Graf Adelsbergs Benehmen gegen die Gesellschaft zu beobachten und sah, daß dasselbe nicht weniger regelmäßig war, als es zeither gewesen. Wenn gelehrte, artige und verständige Leute mit ihm in Berührung kamen, so war er stets noch gelehrter, noch artiger und noch verständiger.

„Er hat mich ausgeschlagen," sagte Margarethe bei sich selbst, „aber er ist und bleibt dennoch der beste und vortrefflichste aller Menschen."

Die kleine Gesellschaft saß eines Abends um das Feuer herum und plauderte über einen Besuch, den man kurz vorher abgestattet, als Frau von Stjernfält plötzlich den Grafen fragte, was er von dem Manne dächte, in dessen Hause sie ihren Besuch abgestattet, und da die Antwort des Grafen sie nicht befriedigte, so wollte sie wissen, ob er ihm Geist zutraue.

„Allerdings," sagte der Graf, „er ist discret und versteht seine Leute sehr gut zu beurtheilen."

„Haben Sie auch bemerkt, Herr Graf, was er über die Mittel sagte, die man anzuwenden habe, um

das Unrecht, welches das Schicksal begangen, wieder gut zu machen?"

„Nein, gnädige Frau; es thut mir leid, daß eine augenblickliche Unaufmerksamkeit mich abgehalten hat, diese wichtige Mittheilung zu vernehmen, denn ich hätte vielleicht für mich selbst Nutzen daraus ziehen können."

„Wohlan, ich habe gehört, was er sagte und will es Ihnen wiederholen. Er behauptet, daß, wenn ein Mann sich über die Undankbarkeit und Ungerechtigkeit seines Geschlechts zu beklagen hat, er sich dafür an dem anderen rächen muß, und daß zu diesem Zwecke nichts besser ist, als sich aus Speculation zu verheirathen."

Diese Bemerkung war für Alle verständlich genug, Frau von Stjernfält aber glaubte dennoch sich in diesem Augenblicke nach Margarethen hinwenden zu müssen, um vollends gar keinen Zweifel übrig zu lassen. —

Diesmal kam Graf Adelsberg wirklich in Verlegenheit. Er kannte allerdings schon die Bosheit der schönen Witwe, aber diese Frechheit, auf welche er nicht gefaßt war, erregte seine Entrüstung eben so sehr, als sein Erstaunen. Er behielt Geistesgegenwart genug, um Margarethen, welche erst feuerroth und dann sehr bleich geworden war, nicht anzusehen und schleuderte Frau von Stjernfält einen unverkennbaren Blick des tiefsten Unwillens zu.

„Und nannte er nicht zugleich den glücklichen Stern," fragte er, „welcher einen schüchternen Aspiranten dem schnellsten Erfolge entgegenführen kann?"

„Er hat dies dem Scharfsinne der Personen anheimgestellt, an welche der gute Rath gerichtet war," entgegnete Frau von Stjernfält.

„O, ich bin überzeugt," sagte der Graf, „daß er die Geschichte der Matrone von Ephesus ganz genau kennt. Ich bitte Sie, gnädige Frau, ihm deswegen mein Kompliment zu machen und in meinem Namen zu danken."

Frau von Stjernfält schlug ein erzwungenes Gelächter auf, um den Zorn zu verbergen, den der Scherz des Grafen in ihr erregte, und sagte zu Margarethen: —

„Aber, liebes Kind, Sie scheinen an harmlosem Geplauder ebenfalls keinen Gefallen mehr zu finden."

„Ohne Zweifel," sagte der Graf, indem er es immer noch vermied, Margarethen anzusehen, „ohne Zweifel findet es Fräulein Margarethe nicht angemessen, ihren Witz zur Beantwortung der seltsamen Aeußerungen Ihrer Phantasie zu verwenden; ich weiß aber recht wohl, weßhalb Sie dies Alles sagen. Heute morgen versprach ich Ihnen, ein Lied zur Harfe zu singen und Sie gebrauchen dieses Mittel, um mich an Abtragung meiner Schuld zu erinnern. Ich werde mich beeilen,

Sie zu befriedigen, um Ihren Zorn nicht weiter zu reizen.“ —

Margarethens Harfe stand im Zimmer, der Graf ergriff sie, präludirte mit Gewandtheit und Geschmack und sang dann ein Lied, welches ein beißendes Pasquill auf alle Damen von dem Schlage der Frau von Stjernfält war.

Als Graf Adelsberg geendet hatte, stand er auf, grüßte Margarethen, verneigte sich dann gegen Frau von Stjernfält und verließ das Zimmer.

Margarethe konnte nicht sprechen, so sehr hatte der Gesang des Grafen sie ergriffen, und die Witwe, welche nun ganz wüthend geworden war, hütete sich wohl, in die Lobsprüche einzustimmen, welche der Oberst seinem Freunde spendete.

An diesem Abend waren die Betrachtungen, welche Margarethe anstellte, von sanfterer Art als gewöhnlich. Dankbar für die Art und Weise, auf welche der Graf den übel angebrachten Scherz der Frau von Stjernfält beantwortet, hatte sie ihn so eifrig und edelmüthig gesehen, als ob ihn wirklich die Liebe begeistert hätte.

„Ohne Zweifel,“ dachte sie, „empfindet er nicht gänzliche Gleichgültigkeit gegen mich. Wenn es nur sein alleiniges Interesse oder blos der Anstand gewesen wäre, was ihn bewog, meine Partie gegen diese boshafte Frau zu nehmen, warum hätte er dann eine

directe Anspielung auf mich gemacht? Nein, Graf Adelsberg ist kein Schmeichler und besitzt auch nicht die übertriebene Eigenliebe seines Geschlechts; ich kann daher glauben, daß das, was er von meinem Charakter kennt, ihm nicht mißfällt. Ohne Zweifel will er mich prüfen, ehe er mich mit seinem Vertrauen beehrt, und an mir ist es, ihm zu zeigen, daß ich eben so klug sein kann, als ich übereilt gewesen bin. Wenn ich im Stillen darnach trachte, mein Verhalten ganz nach dem seinigen einzurichten, so muß er mich endlich als die Copie seines eigenen Ich lieben. Die Schwierigkeit aber ist, ein Herz zu gewinnen, welches gegen die Versuchung unverwundbar ist. Wie soll man ein Herz erobern, welches weder eitel noch selbstsüchtig ist."

Die kleinen Berechnungen, welche Margarethe anstellte, waren nicht sehr sicher, indessen dienten sie dazu, ihr einige Hoffnung zu geben, und am andern Morgen redete sie den Grafen unbefangener an, als gewöhnlich. Er zeigte sich dagegen zurückhaltender. Frau von Stjernfält hatte noch nicht vergessen, daß sie den Abend vorher eine Niederlage erlitten und beschloß, ihren Feind in dem Augenblicke anzugreifen, wo er am wenigsten geneigt sein würde, ihr den Sieg streitig zu machen.

„Sie haben doch wohl geruht, Herr Graf," sagte sie, indem sie ihm eine Tasse Chokolade präsentirte.

„Sie hatten den Tag auf eine für uns sehr angenehme Weise beschlossen, indem Sie uns ein Lied sangen, dessen Text und Composition ganz gewiß von Ihnen selbst herrührte."

„Ich habe es blos aus dem Italienischen übersetzt." —

„Wirklich! Aus dem Ausdrucke, mit welchem Sie es sangen und aus den Blicken, mit welchen Sie es begleiteten, hätte man schließen sollen; daß Sie improvisirten."

„Ich muß der Verfasserin die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich weit entfernt bin, ihr Gedicht und ihre Composition nur halb so gut vorzutragen, als sie dieses Lied in einer Soirée bei der Marquise von Cagliari aus dem Stegreife sang."

„Das muß ja eine ganz außerordentliche Frau sein." —

„Allerdings. Sie ist eine italienische Improvisatrice, welche ein ungemeines Talent besitzt. Sie ist das Entzücken aller ihrer Freunde. Ihr Vater war ein florentinischer Edelmann, und sie ist gegenwärtig die Gattin eines englischen Generals, den ich in Ostindien kennen lernte."

„Ohne Zweifel ist sie jung und schön."

„Allerdings, gnädige Frau, ihre Mutter war Griechin, und die Züge der geistreichen Dichterin bieten

eben so wie ihre Person jene urschönen Formen dar, welche den Meisel eines Phidias und den Pinsel eines Apelles begeisterten."

„Dann ist sie ja eine vollendete Schönheit."

„Im höchsten Grade und überdies in jeder Beziehung Meisterin in der Kunst zu gefallen."

„In diesem Falle beklage ich den armen General, denn ein solches Wunder muß schwierig zu bewahren sein. Freilich ist es für uns arme Schwedinnen eben keine Schmeichelei, wenn wir hören müssen, daß einer Ausländerin eine so entschiedene Ueberlegenheit zugesprochen wird."

Graf Adelsberg sagte, er fordere Margarethen auf, zu entscheiden, ob das, was er von einer Andern gesagt, die Vorzüge der Damen seiner Nation schmälern könne. —

Margarethe antwortete, das Urtheil des Grafen reiche als das eines wahren Kenners vollkommen hin.

„Wenn man," setzte sie hinzu, „die betreffende Dame nach den Gesinnungen beurtheilen darf, welche sie in jenem Gedicht ausspricht, so hat sie ohne Zweifel ein Recht auf weit höhere Lobsprüche, als Sie ihrer Schönheit und ihren Talenten gespendet haben."

Als das Frühstück beendet war, stand Margarethe auf, um sich zu entfernen. Graf Adelsberg ergriff ihre Hand, drückte dieselbe an seine Lippen und dankte

ihr ernst und ehrerbietig für alle Aufmerksamkeiten, die sie ihm angedeihen lassen.

Was sollte dieses außerordentliche Benehmen heißen? Verworren und schweigsam folgte sie Frau von Stjernfält, welche den Saal bereits verlassen hatte.

„Ich habe eine peinliche Pflicht zu erfüllen, mein Freund," sagte der Graf zu Oberst Ehrensten, als die Damen sich entfernt hatten. „Ich danke Dir für Deine Freundschaft und wünsche Dir Lebewohl."

„Was," rief der Oberst, „Du willst fort? Das ist doch nicht möglich!"

„Mein Wagen steht bereits angespannt. Ich wollte Dir mit meinen Anstalten zur Abreise nicht lästig fallen und habe dieselben daher ohne Dein Vorwissen angeordnet. Wenn ich Dir sage, daß die gebieterische Nothwendigkeit mich von Dir entfernt, und wenn ich Dir mit aller möglichen Aufrichtigkeit versichere, daß mein Aufenthalt bei Dir mir ein Glück verschafft hat, welches ich seit langer Zeit nicht gekannt, so wirst Du mir antworten: Geh und thue, was Du Lust hast."

„Sind es denn amtliche Geschäfte oder Privatangelegenheiten, was Dich uns entführt?"

„Eins und das Andere. Ich habe gestern Abend Depeschen von Stockholm erhalten, also dringe nicht weiter in mich, lieber Freund."

„Aber wann wirst Du wiederkommen?“

„Das hängt von Umständen ab, die ich nicht beherrschen kann. Der Zustand meines Landgutes macht ebenfalls meine Anwesenheit nöthig, und ich weiß nicht, wann ich wieder frei sein werde.“

Oberst Ehrenstein dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

„Was soll ich denn mit meiner guten kleinen Margarethe machen?“

Obschon er diese Worte unfreiwillig und ohne daran zu denken aussprach, so nahm doch Graf Adelsberg davon Gelegenheit, ihm das Unrecht vorzustellen, dessen er sich gegen das Fräulein schuldig machte.

„Sie wird,“ sagte er, „eine der reichsten Erbinnen des Königreichs werden und hat jetzt das Alter erreicht, wo man ihr Gelegenheit verschaffen muß, für ihre Zukunft sorgen zu können. Aus diesem Grunde darfst Du sie nicht länger von einer Welt entfernt halten, in welcher sie dereinst glänzen soll.“

„Aber lasse ich sie denn nicht überallhin gehen?“ fragte der Oberst. „Die Ehrensteins haben immer auf großartigem Fuße gelebt und ich halte offenes Haus. Ich habe fortwährend sämmtliche Jäger und Jagdfreunde der ganzen Umgegend zu Tische und lade fast jede Woche Offiziere von meiner Bekanntschaft zu mir ein. Unsere Besuche erstrecken sich auf zwanzig Meilen

weit in der Runde, und Margarethe besucht alle Concerte und Bälle, die wir mit meinen vier Pferden in einer Tagereise erreichen können. Um Dir die Wahrheit zu gestehen, muß ich Dir sagen, daß einer der Gründe, welche mich bewogen haben, Frau von Stjernfält zu ersuchen, ihre Wohnung bei uns zu nehmen, der war, weil sie sich einer guten Gesundheit erfreut und nicht zu besorgen ist, daß sie während einer solchen langen Nachhausefahrt in der Nacht in unsern Gebirgen bei Mondscheinbeleuchtung den Hals bricht."

Graf Adelsberg lächelte.

„Verpflanze," sagte er, „Deine schöne Schülerin nach Stockholm. Dort ist die Sphäre, in welcher die Erbin zweier großer Familien glänzen muß, und ich will hinzufügen, daß Du sehr wohl thun wirst, wenn Du sie ohne Hilfe ihres Trabanten glänzen lässest."

„Warum? Frau von Stjernfält kennt die Welt."

„Welt ist ein sehr unbestimmter Begriff, lieber Freund, der uns oft in enge Grenzen bannt. Demzufolge bin ich überzeugt, daß die Welt, welche Frau von Stjernfält kennt, Deiner guten kleinen Margarethe nicht viel Reize darbieten würde."

„Ich glaube schon bemerkt zu haben," sagte der Oberst, „daß Deine Ansichten von denen dieser Dame in der Regel sehr verschieden sind."

„Wir haben in verschiedenen Cirkeln gelebt," ant-

wortete der Graf kalt; „doch lassen wir dies, um uns mit einem interessanteren Gegenstande zu beschäftigen, dem Glücke Margarethens."

„Ach, lieber Adelsberg, dieses interessirt Dich ja nicht — oder wärest Du vielleicht auf andere Gedanken gekommen?"

„Ich frage Dich, lieber Ehrensten, würdest Du es nicht als eine Abgeschmacktheit betrachten, Deine Nichte zu überreden, einen Act zu unterzeichnen, der ihr die Freiheit ihres Vermögens raubte, ohne ihr vorher die Folgen gezeigt zu haben, welche daraus hervorgehen können? Noch grausamer wäre es, sie zu verleiten, ein unauflösliches Band zu knüpfen, ehe sie erfahren hat, bis wie weit sie ihre Ansprüche erstrecken kann, oder bis sie unter mehreren Candidaten hat wählen können. Ein Landedelmann, der ein ausschweifendes Leben führt, oder ein Abenteurer im blauen Rocke, die beide sich gleich sehr beeilen würden, in den Besitz Deiner Ländereien zu gelangen, können Deiner Nichte nicht ein Herz darbieten, welches eines so reinen Wesens würdig wäre; selbst ein Mann wie ich würde, wenn er sich solchen Bewerbern gegenüber stellen wollte, keine Bevorzugung verdienen. Zeige ihr Männer von Rang und gutem Ton, deren Alter und Vermögen ihr besser zusagen und laß sie über den Unterschied selbst urtheilen. Was eine Begleiterin und Beschützerin betrifft,

so mußt Du ihr dieselbe in einer Frau suchen, welche klug und discret ist und nicht in einer Frau von Stjernfält. Die Witwe unseres ehemaligen Generals Hellman besitzt alle Eigenschaften, um Margarethens wahrhafte Freundin und sichere Rathgeberin zu werden. Ich habe sie eben so wie ihren Sohn schon in früheren Jahren kennen gelernt. Du brauchst Dich bei ihr blos zu melden, um von ihr freundlichst empfangen zu werden, und Deine liebenswürdige Margarethe wird sehr schnell ihre Freundschaft erwerben."

„Aber sie ist meine Nachbarin; unsere Aecker grenzen aneinander," sagte der Oberst.

„Wirklich?" entgegnete Graf Adelsberg. Er unterdrückte einen Seufzer und setzte dann hinzu: „Das ist ein Glück, denn sie hat einen Sohn, der ein sehr netter junger Mann ist, und ist mit Einem Worte eine vortreffliche Dame."

Der Oberst dachte nun an die Figur, welche er in den Gesellschaften zu Stockholm spielen würde. Er wünschte, daß irgend ein Beweggrund ihm diesen Aufenthalt erträglich machen möchte, und fragte Graf Adelsberg, ob man ihn ebenfalls in der Hauptstadt sehen würde.

„Nichts ist ungewisser, als meine Bestimmung," antwortete der Graf. „Nur frischen Muth gefaßt, alter Kriegskamerad! Wer seinen Weg gerade aus

geht, braucht den Spott nicht zu fürchten. Du bist vor Bomben und Kugeln nicht zurückgewichen, Du hast Batterieen erstürmt und Festungsmauern erstiegen und solltest Dich vor den stumpfen Pfeilen der Ironie oder den boshaften Witzen einer anmaßenden Witwe fürchten, welche Dir vielleicht in einer Parthie Whist das Geld abgenommen?"

„Ich entsinne mich," sagte der Oberst, indem er auf den Scherz seines Freundes einging, „der Zeit, wo diese Generalin Hellman, von der Du sprachst, zu mehrern ihrer Freundinnen sagte, ich könnte, wenn ich nur sonst wollte, ein sehr liebenswürdiger Mann sein." —

„Das glaube ich wohl, lieber Freund, heute aber würde es für uns beide zu spät sein, daran zu denken, daher wollen wir bleiben, wie wir sind."

Er seufzte tief, nachdem er diese Worte gesprochen, bot seinem Freunde die Hand und sagte in gerührtem Tone:

„Lebe wohl."

„Du verlässest uns also wirklich? Warte wenigstens, bis ich Margarethen gerufen habe."

„Ich habe schon Abschied von ihr genommen," antwortete der Graf und eilte nach seinem Wagen.

Zehntes Kapitel.

Diese plötzliche Abreise setzte Alle in Erstaunen und war die Ursache, daß eine förmliche Traurigkeit im ganzen Schlosse herrschte.

Margarethe, welche hierin das Ende ihrer Hoffnungen fand, überzeugte sich dadurch zugleich, wie rein und wahr die Zuneigung war, welche ihr Herz für den Grafen empfand. Die Rathschläge, welche er dem Obersten beim Scheiden gegeben und welche ihr dieser mit seiner gewohnten Offenheit mittheilte, erhoben ihn in ihrem Herzen auf eine Höhe, welche an Abgötterei grenzte. Sie konnte weder glauben noch wünschen, daß ihre Anhänglichkeit noch länger ein Geheimniß für den bliebe, welcher der Gegenstand derselben war, denn ihre Eigenliebe war bei einem solchen Manne sicher.

Die Gewandtheit, mit welcher er einen förmlichen

Abschied vermieden, der Beweis von Zartgefühl, den er eben dadurch gegeben, das Interesse, welches er für ihre glückliche Zukunft an den Tag legte, die Sorgfalt, die er getragen, um sie vor den Uebeln zu bewahren, welche gewöhnlich die Unbekanntschaft mit der Welt zur Folge hat, indem er sie an eine so umsichtige und liebenswürdige Dame, wie die Generalin Hellman war, empfahl — Alles bewies ihr so viel Uneigennützigkeit und Seelengröße, daß sie beinahe gewünscht hätte, ihm ohne Rückhalt die geheimsten Empfindungen ihres Herzens anvertrauen zu können.

Obschon ihr erster Begriff von den Freuden der Hauptstadt sich in eine große Gleichgültigkeit gegen jeden Ort umwandelte, wo Graf Adelsberg nicht war, so sagte sie doch ihrem Onkel nichts von dem Widerwillen, welchen sie empfand, Schloß Ehrenstein zu verlassen, und machte sich fertig, allen seinen Wünschen zu genügen.

Sie that dies in der heimlichen Hoffnung, daß die Beachtung, welche sie den Rathschlägen ihres Helden schenkte, sie das Glück empfinden lassen würde, welches sie darin fand, seinen Willen zu thun. Sie dachte manchmal, daß vielleicht diese Reise, zu welcher er gerathen, nur den Zweck habe, seine Standhaftigkeit auf die Probe zu stellen, und sie wollte ihn überzeugen,

daß das Glück ihrer Zukunft mit ihrer Liebe unauflöslich verknüpft sei.

Wenn dennoch der Gedanke an diese Reise etwas Angenehmes für Margarethen hatte, so lag dies darin, daß sie nun Aussicht hatte, der Gesellschaft der Frau von Stjernfält überhoben zu werden, welche sich mehr mit ihren persönlichen Interessen beschäftigte, als mit der Sorge, Alles zu entfernen, was ihr schaden konnte.

Die Mühe, welche sie sich gegeben, um Margarethen eine weniger gute Aufnahme bei ihrem Onkel zu bereiten, hatte jetzt — wenigstens dem Anscheine nach — der wärmsten Freundschaft Platz gemacht. Wir sagen: dem Anscheine nach, denn die Reize sanfter Liebenswürdigkeit und aufrichtiger Zärtlichkeit üben niemals eine wohlthuendere Wirkung, als wenn sie im Gegensatze zu Affectation und Manierirtheit an den Tag treten.

Der Oberst gab auch bald dem sanften Wesen seiner guten kleinen Nichte den Vorzug vor den anmaßenden Zudringlichkeiten der Witwe, und als diese erste Favoritin bemerkte, daß die Dinge sich änderten, so suchte sie ihre Nebenbuhlerin in eine Schlinge zu locken, um sie der Achtung und Zärtlichkeit ihres Onkels zu berauben. Deshalb hatte Graf Adelsberg auch gesagt, daß die Gesellschaften, in welche man Margarethen

führe, sie nur mit Bewerbern bekannt machten, die ihrer unwürdig seien.

Gleichzeitig empfing Margarethe die Freunde, welche Frau von Stjernfält ihr vorstellte, stets sehr kalt, was eben nicht geeignet war, dieselben zu ermuthigen.

Von allen diesen Manövern entging dem Grafen nicht ein einziges, denn er überwachte unaufhörlich die Unschuld in ihrer ganzen Reinheit, wie ein zärtlicher Vater oder wahrhafter Freund.

Als Frau von Stjernfält ihre eigennützigen Projecte, ihre „liebe junge Freundin" in der Hoffnung auf eine verhältnißmäßige Belohnung an irgend einen Abenteurer zu verheirathen, scheitern sah, suchte sie in entgegengesetztem Sinne zu agiren.

Sie schien die sichtbare Vorliebe Margarethens für den Grafen Adelsberg zu billigen und drängte den Obersten, eine Heirath zu Stande zu bringen, von welcher sie dennoch Nutzen zu ziehen hoffte. Allerdings mußte ein solches Ereigniß die goldene Ernte, welche sie sich früher dereinst zu sammeln geschmeichelt, bedeutend vermindern, aber sie versprach sich dennoch, zu verhindern, daß der Oberst in dem Heirathscontracte den jungen Gatten zu beträchtliche Vortheile einräumte.

Deshalb verbreitete sie sich, so oft sie Gelegenheit hatte, mit ihm allein zu sprechen, sehr pathetisch über

die traurigen Folgen, welche nur zu häufig aus der edelmüthigen Freigebigkeit eines mit irdischen Gütern Gesegneten hervorgingen.

„Man weiß nicht," sagte sie, „wie eine Heirath ausfällt. Viele Menschen sind nicht das, was sie scheinen, und wenigstens steht so viel fest, daß Onkel und Väter niemals höher geachtet werden, als wenn sie das goldene Scepter oder den Schlüssel zum Geldkasten fest in den Händen halten."

Der ganz eigenthümliche Charakter des Grafen Adelsberg hielt den Obersten ab, auf diese weisen Rathschläge zu achten. Der Graf hatte sich unbedingt geweigert, seine Arme einem reizenden Mädchen zu öffnen, welches ihn anbetete. Hiernach stand zu erwarten, daß Margarethe ihren Onkel niemals verlassen würde, und Frau von Stjernfält sah ein, daß sie ihr Geschützfeuer nach einer weniger gut gedeckten Seite hin richten müsse, denn sie gehörte zur Zahl Derjenigen, welche ihr Leben nicht für Dinge wagen, die keine Aussicht auf Erfolg darbieten.

Gerade zu jener Zeit geschah es, daß eine Dame ihrer Bekanntschaft ihren Sohn zurückerwartete, welcher, nachdem er ein bedeutendes Vermögen erworben, es in seinem Vaterlande zu genießen und sich auf passende Weise zu verheirathen wünschte.

Es ist eine bekannte Sache, daß eine Witwe, welche sich einmal wieder zu verheirathen wünscht, der Witwe Addisons gleicht, deren philanthropischer Geschmack sie bewog, in allen Grafschaften Englands einen Mann zu suchen.

Beinahe so war es auch mit Frau von Stjernfält.

Rutilius und Trajan wären ihr einer so lieb gewesen als der andere, und ihr Herz wäre vom Soldaten zum Matrosen, vom Gutsbesitzer zum Kaufmann geflogen. Sie hatte sagen hören, daß Herr Ringström die Absicht habe, sogleich nach seiner Rückkehr in sein Vaterland zu heirathen, und sie faßte daher den Entschluß, ihre Anmuth nicht mehr unnütz zu entfalten oder sich in Bezug auf Toilette und Liebenswürdigkeit für gefühllose Herzen noch länger in Unkosten zu stecken.

Am Tage der Abreise des Grafen Adelsberg theilte Frau von Stjernfält dem Obersten mit, daß es ihr leid thue, nicht länger den wiederholten Bitten der Frau Ringström widerstehen zu können, welche sie inständig gebeten habe, sie und ihren kürzlich nach Hause zurückgekehrten Sohn zu besuchen.

Auf diese Weise sah sich der Oberst der unangenehmen Mühe überhoben, ihr zu sagen, daß er ebenfalls zu seinem Leidwesen sich genöthigt sehe, sich von ihr zu trennen, weil er unglücklicherweise gezwungen sei, mit Margarethen einige Zeit in Stockholm zuzubringen, wohin ihn dringende Geschäfte riefen.

Frau von Stjernfält erbot sich jedoch, ihren Besuch bei ihrer Freundin Ringström bis zur Rückkunft des Obersten und seiner Nichte zu verschieben und beide nach Stockholm zu begleiten, besonders da sie schon von vielen Aerzten darauf aufmerksam gemacht worden sei, daß die dortige Luft viel dazu beitragen werde, ihr die Elasticität der Nerven wiederzugeben, welche sie durch ihren schweren Kummer verloren.

Sie war allerdings durch nichts berechtigt, zu vermuthen, daß die Ehrenstens ihre Gesellschaft unter-

wegs angenehm finden würden; aber sie glaubte, es sei vielleicht doch nicht ganz schicklich, sich einem heimgekehrten Nabob auf diese Weise in den Weg zu werfen.

So schwebte sie in einer für sie allerdings peinlichen Ungewißheit, aus welcher sie jedoch Margarethe bald riß, indem sie ihr eröffnete, daß sie für die Folgezeit jeder Aufsicht über ihr Thun und Handeln enthoben zu sein wünsche.

Hierauf trennten sich die „Freundinnen", aber wir dürfen nicht vergessen zu erwähnen, daß Frau von Stjernfält beim Scheiden Margarethen ihren Segen mit den Worten gab: „Eroberungen und Siege harren Ihrer, meine theure Freundin, und ich wünsche aufrichtig, daß Sie die Milchbärte weniger kieselherzig finden mögen, als die Graubärte."

Ende des siebenten Theils.

Druck der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

6000175339
Göteborgs universitetsbibliotek